

Eine Gutsanlage in Mitteldeutschland.

Der Bau eines ganzen Gutshofes mit Schloß, Gartenanlagen, Gärtnerei, Oberförsterei und Dorf bildete eine der interessantesten und lohnendsten Aufgaben, die einem Architekten nur gestellt werden kann. Die gesamte Bauanlage mußte mit Ausnahme eines verhältnismäßig kleinen Teiles, der von dem Vorhandenen stehen bleiben konnte, von Grund aus neu errichtet und vor allem auf einen gänzlich anderen Bebauungsplan gestellt werden.

Bisher bildeten das alte Schloß und die Wirtschaftsgebäude ein längliches Rechteck, das den Gutshof umschloß. Diese typische Anordnung ließ sich hier nicht weiter beibehalten, da der auf diesem Gelände zur Verfügung stehende Raum den gesteigerten wirtschaftlichen Ansprüchen nicht mehr genügte. So lag es nahe, das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinen; den alten Gutshof als Vorhof für die neuen Wohngebäude anzunehmen und die gesamten Betriebe gegenüber der Straße auf einem bisher unbebauten Gelände neu zu errichten. Der Lageplan klärt hierüber ohne weiteres auf. (S. 68)

Der Gutshof wurde nun nach den besten landwirtschaftlichen Erfahrungen als wirklicher Musterbetrieb angelegt. Die Landstraße zieht in der Mitte des ganzen Besitzes hindurch. Dies gab Veranlassung zu einer Platzbildung und der Anordnung von vier Pavillons, je zwei an jeder Seite, die den Raum flankieren. (S. 69) Auf der Gutshofseite enthält der nördliche von ihnen das Elektrizitätswerk, (S. 71) das von zwei Dieselmotoren betrieben wird und neben dem Hauptgut die Vorwerke und Wohnungen mit Strom versorgt, da alle Arbeitsantriebe für motorische Kraft angelegt sind. So wird die Aufstapelung des Heues und des Strohes durch elektrisch angetriebene Transporteure besorgt, die mit einem Minimum von menschlicher Beihilfe und in überraschend kurzer Zeit es ermöglichen, die Scheune bis unter den Dachfirst aufzubansen. Auf diese Weise wird deren relativ steiles Dach (S. 72 u. 73) nicht nur gerechtfertigt, sondern als das praktischste und billigste gleichsam gefordert, da der Hohlraum des Daches durch die automatische Verteilung in voller Höhe restlos ausgenutzt werden kann und der natürliche Querschnitt sich schon durch die technische Anordnung rechtfertigt. Auch die Einbringung der Körner- und Hülsenfruchternte auf die Schüttböden geschieht mechanisch durch motorischen Antrieb; die Versorgung des Viehs wird erleichtert durch eine Futterhängebahn, die von der Futterküche direkt nach den Stallungen führt und dergl. mehr.

Der neue Wirtschaftshof bildet ein längliches Rechteck, dessen Stirnseite an der Straße durch das Wohnhaus des Inspektors abgeschlossen wird. (S. 70) Dieser gewinnt so den Überblick über den ganzen Hof, was durch einen Vorbau am Arbeitszimmer mit kleinen seitlichen Fenstern unterstützt wird. Offene Bogenstellungen an der Hofseite bieten im Verkehr mit dem Hofe allerlei Bequemlichkeiten, die Milchkannen werden dort abgesetzt und dergl. mehr. In den Dachseiten ist die Hofuhr untergebracht, die in Verbindung mit einem Glockenspiel steht, das die mittägliche und abendliche Feierstunde ankündet.

Die gegenüberliegende Hofwand wird durch den großen Scheunenbau gebildet, dessen Dach so vorgezogen ist, daß ein großer gedeckter Raum zum Unterstellen der Wagen entsteht, ohne daß Stützen die Benutzung erschweren. (S. 72) Die Längsseiten des Hofes werden durch die Ställe, Speicher und sonstige Betriebe gebildet. Besondere Sorgfalt wurde der Ventilation der Ställe zugewandt, die nach dem Schreiter'schen System ausgeführt wurde. Die Zuführung der Frischluft geschieht durch Kanäle an der Decke und bewirkt eine Vermischung derselben mit der nach oben steigenden erwärmten Luft, während die Absaugung vom Boden aus geschieht und so die schweren Ammoniakgase entfernt. Die Lüftung hat sich gut bewährt und es ist bei richtiger Bedienung stets eine gleichmäßige, zugfreie und reine Luft im Stalle festzustellen. Die Dungstätte nimmt die Mitte des Hofes

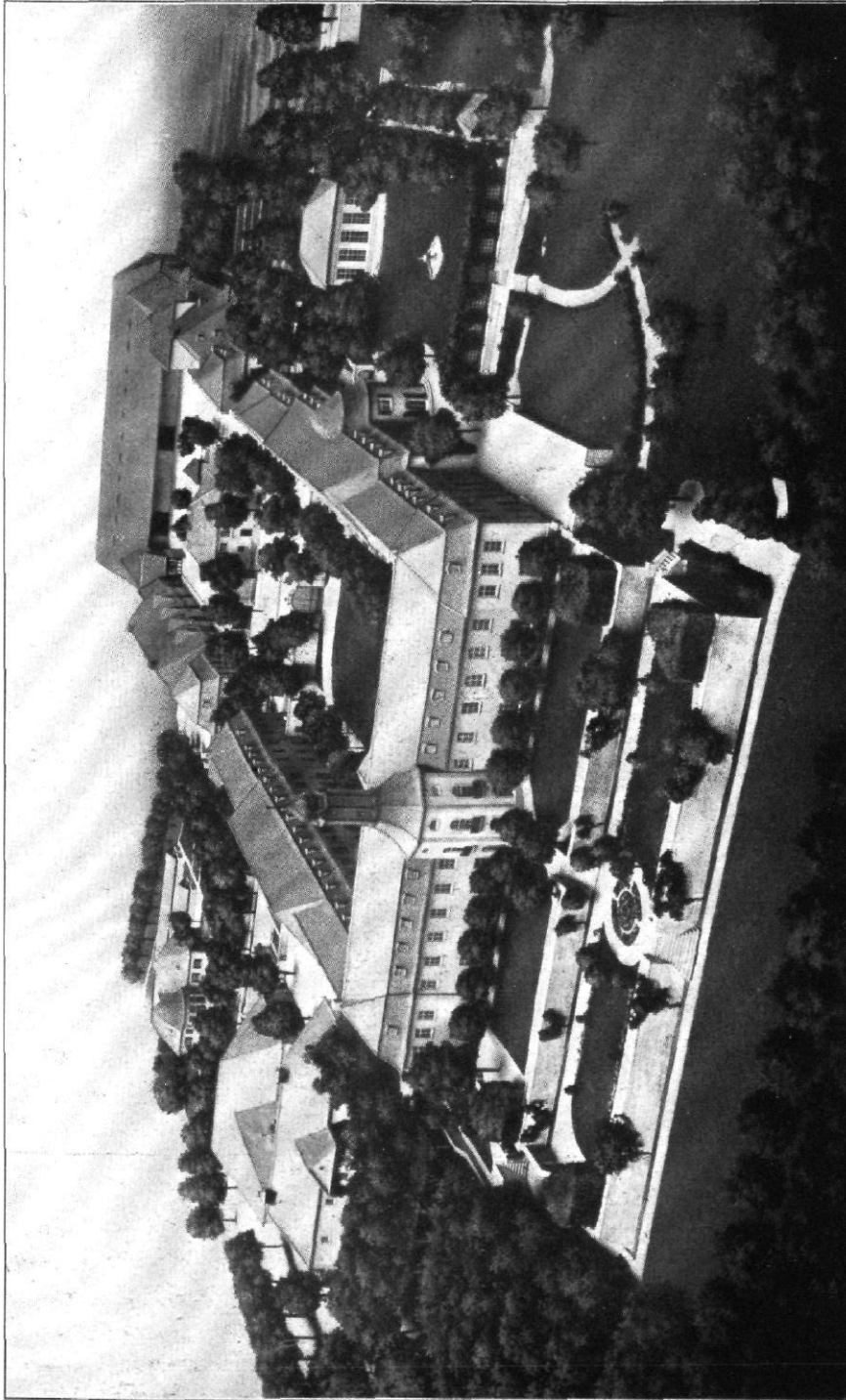
ein, ihr Ablauf geht in eine versenkte Jauchengrube. Das Abortgebäude und eine Schwemme sind unmittelbar benachbart angelegt.

Große Schwierigkeit machte die zentrale Wasserversorgung, da die Lage des Gutes auf einer Hochebene aus Kalkstein ist und natürliche Quellen in der Höhe fehlen. So mußte in einer benachbarten Waldschlucht das Wasser aufgesammelt und nach oben in ein Reservoir gepumpt werden, aus dem wiederum eine im Keller liegende Hydrophoranlage ihren Vorrat bezieht und die Verteilung an die Verbrauchsstellen besorgt. Bei der sorgfältigen Anlage hat sich bisher in dem früher als besonders wasserarm bekannten Orte noch nie ein Mangel ergeben.

Eine Hauptsorge richtete sich auf das Wohnungswesen der Arbeiter. Im Hofe selbst wurden nur die Familien untergebracht, deren Beschäftigung einen unmittelbar bei der Arbeitsstätte gelegenen Wohnsitz bedingte. Der südwestliche Pavillon wird deswegen ganz von Leutewohnungen eingenommen. Die Hauptansiedelung jedoch besteht aus einer Art neuem Dorf, das in etwa einem halben Kilometer Entfernung vom Gut angelegt wurde und aus freundlichen kleinen Häusern besteht, die inmitten von Gärten liegen. (S. 78, 79, 80) Da es sich hier um ganz ähnliche Bedingungen handelt wie beim Bauernhause, mußte dieses auch das natürliche Vorbild sein, ohne eine direkte Übernahme zu bedeuten. Denn hier war die Viehhaltung und die eigene Landwirtschaft gering, wenn sie mit dem selbständigen Bauerngut verglichen wird. Deshalb handelt es sich nicht um Bauernhöfe, sondern um kleine ländliche Häuser mit Stallungen. Jedoch wurde es grundsätzlich vermieden, diese Gebäude nach dem üblichen Schema jedes für sich isoliert hinzusetzen, sondern es wurde durchgängig eine große Form angestrebt, die nicht nur die einzelnen Teile zu Gebäudegruppen vereinigt und dadurch eine gewisse Geschlossenheit des baulichen Eindrucks erzielt, sondern auch bessere und klarer durchgebildete Außenräume entstehen läßt und die Benutzung durch Schaffung regengeschützter Übergänge und windgeschützter Höfe wesentlich erleichtert.

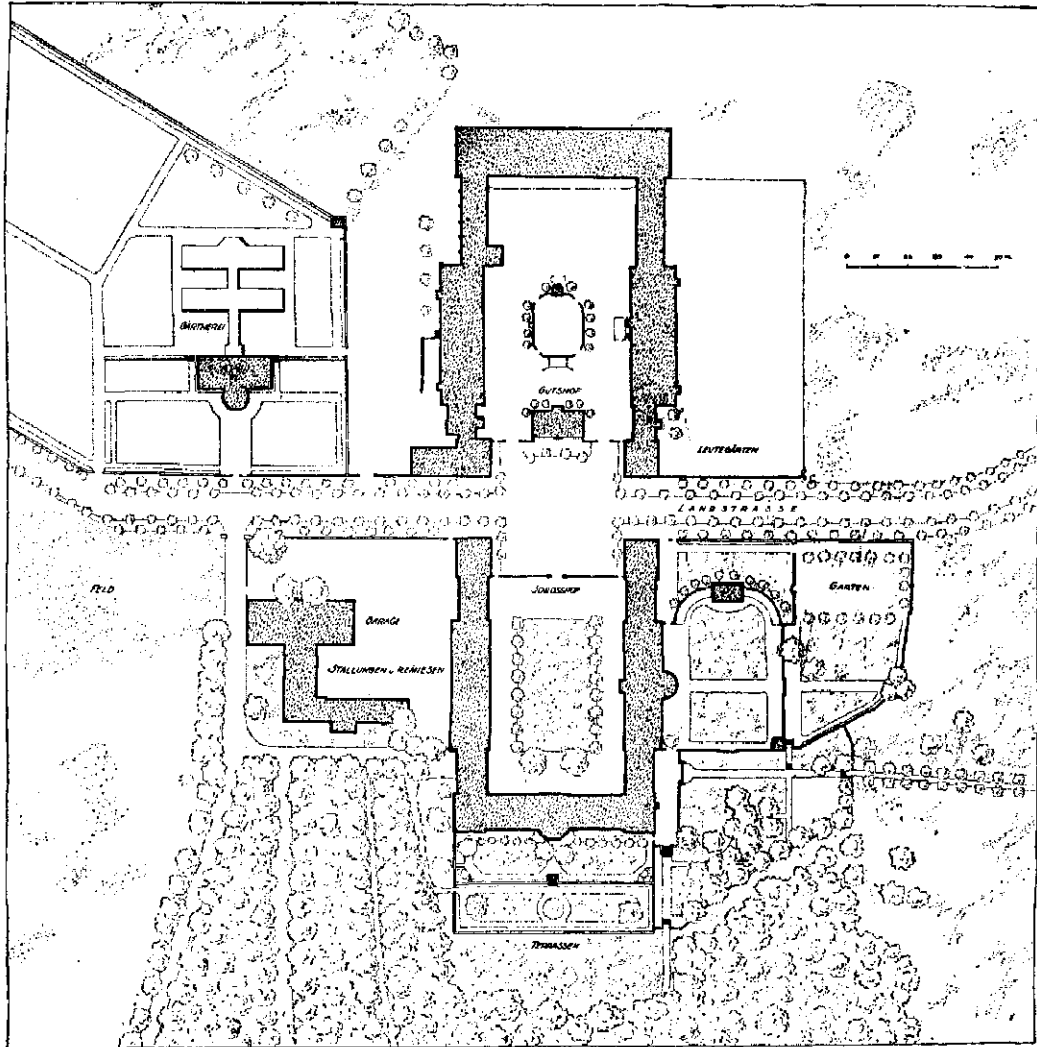
Die Schloßanlage steht auf dem Gelände des früheren Gutshofes, ist aber noch nicht restlos zur Vollendung gekommen. Das alte Hauptgebäude, das den großen Hof quer abschloß, wurde zunächst noch erhalten und nur wieder in einen baulich guten Zustand versetzt. Die gänzlich neu projektierten Bauteile sollten die langen Querflügel werden, von denen der Südflügel ganz, der Nordflügel nur zum Teil fertig gestellt sind. Das Bauprogramm forderte die Unterbringung von zwei Familien (die des Vaters und die des Sohnes), für die der alte Teil und der Südflügel bestimmt ist, während der Nordflügel für Wohnungen der Angestellten, Fremdenzimmer und wirtschaftliche Räume gedacht war. Von diesem Nordflügel ist bisher nur der Nordwestpavillon zur Ausführung gekommen, der die Räume für eine Landpflegerin und Wohnungen enthält, und ein Stück des Flügelbaues mit der Garage. Um diese angefangenen Bauteile nicht in der Luft stehen zu lassen, sondern die Hufeisenform der Gruppe auch von der dritten Seite ganz zu schließen, wurde ein Provisorium in Form eines Bogenganges in Holz errichtet, der einen trockenen Übergang, auch wohl Wandel- und Spielräume abgibt. Die vierte Seite des Hofes gegen die Landstraße zu wurde durch eine hohe Mauer geschlossen, deren Mitte von einem monumentalen Einfahrtstor eingenommen wird. Der bekrönende plastische Schmuck ist von Josef Wackerle ausgeführt. Kleine Pforten an den Seiten dicht neben den Pavillons dienen dem Fußgängerverkehr. (S. 82)

Das System des Grundrisses im Südflügel ist ein sehr einfaches: bei der nicht allzu beträchtlichen Tiefe des Baukörpers wurden an die nach Norden gerichtete Nordseite breite Galerien (S. 68) gelegt, auf die alle Zimmer münden, die auf diese Weise selbst nach Süden orientiert sind. Als Übergang zum alten Schlosse dient ein Zwischenbau, der unten einen Saal, oben eine Bibliothek enthält. Die Mitte des Flügelbaues bildet die Anfahrt mit dahinter liegendem Treppenhaus und einem nach Süden gerichteten Rundbau, der unten ein Gartensälchen, oben das Kinder-, Lese- und Spielzimmer enthält. (S. 83, 84) Vor diesen Räumen ist eine geräumige Gartenanlage geschaffen, welche von einer offenen Stelle und einem Gartenhause flankiert wird. (S. 86) Der Übergang zu den Wiesen- und Waldflächen bot Gelegenheit zur Anlage von Terrassenmauern, Gartenpforten und sonstigen reizvollen Aufgaben, wie sie in solcher Fülle selten einem Architekten geboten werden.



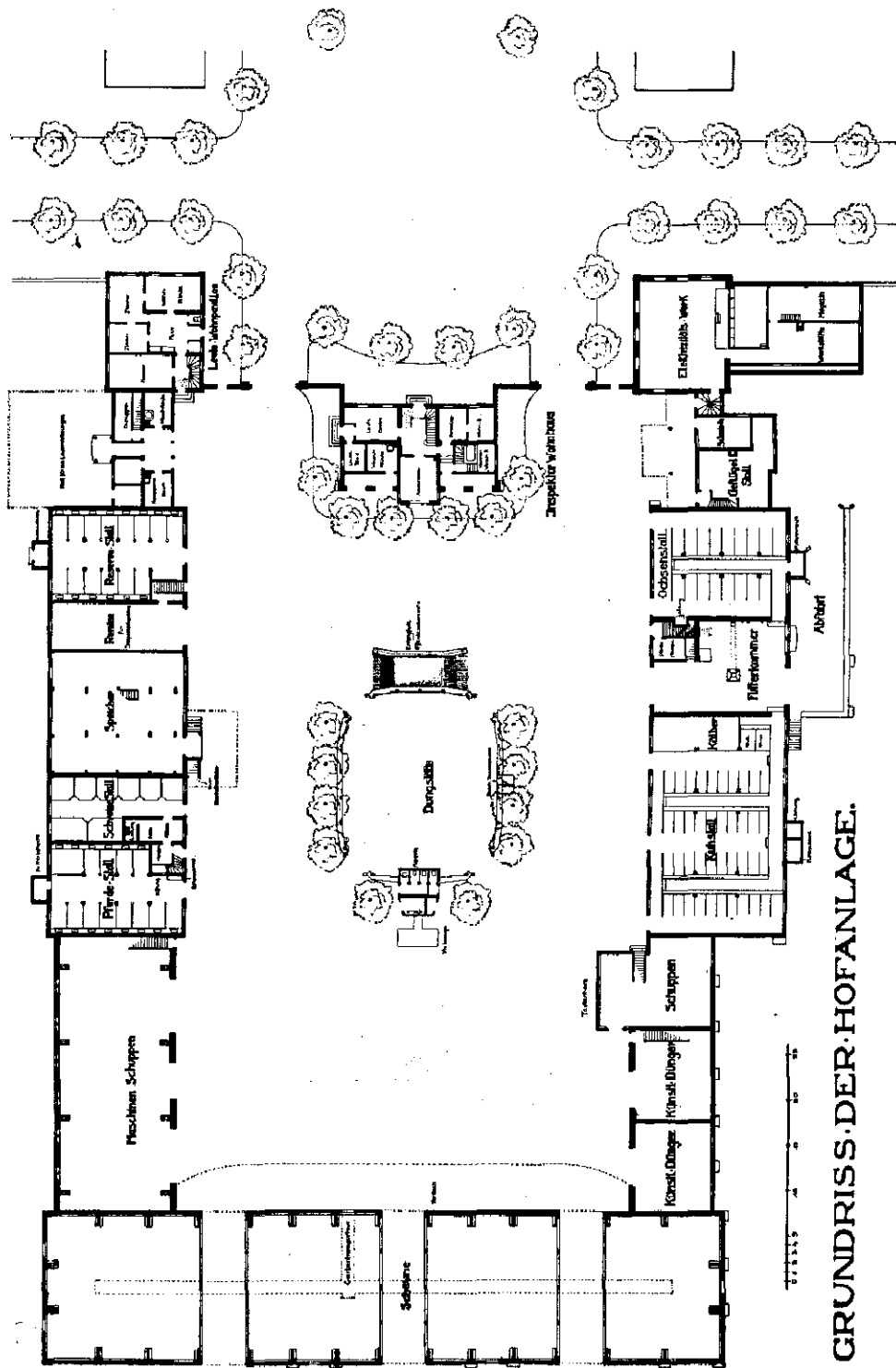
Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland — Gesamtansicht nach dem Modell





M. 1 : 2500

Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland, Lageplan.



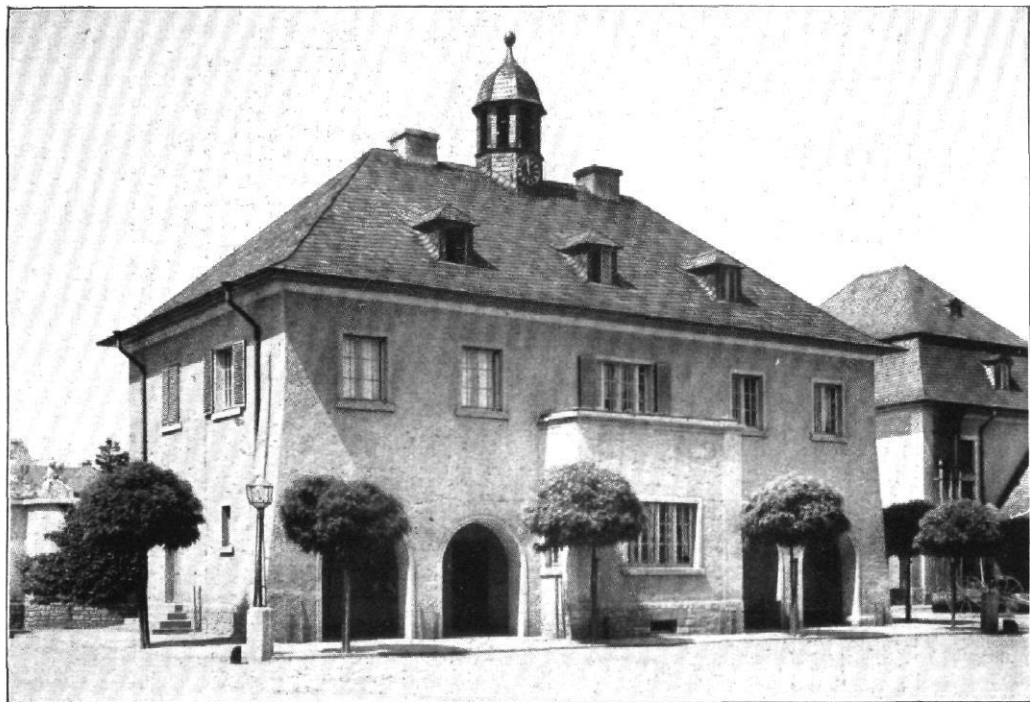
GRUNDRISS DER HOFANLAGE.

M. 1 : 750

Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
 Gutshof in Mitteldeutschland

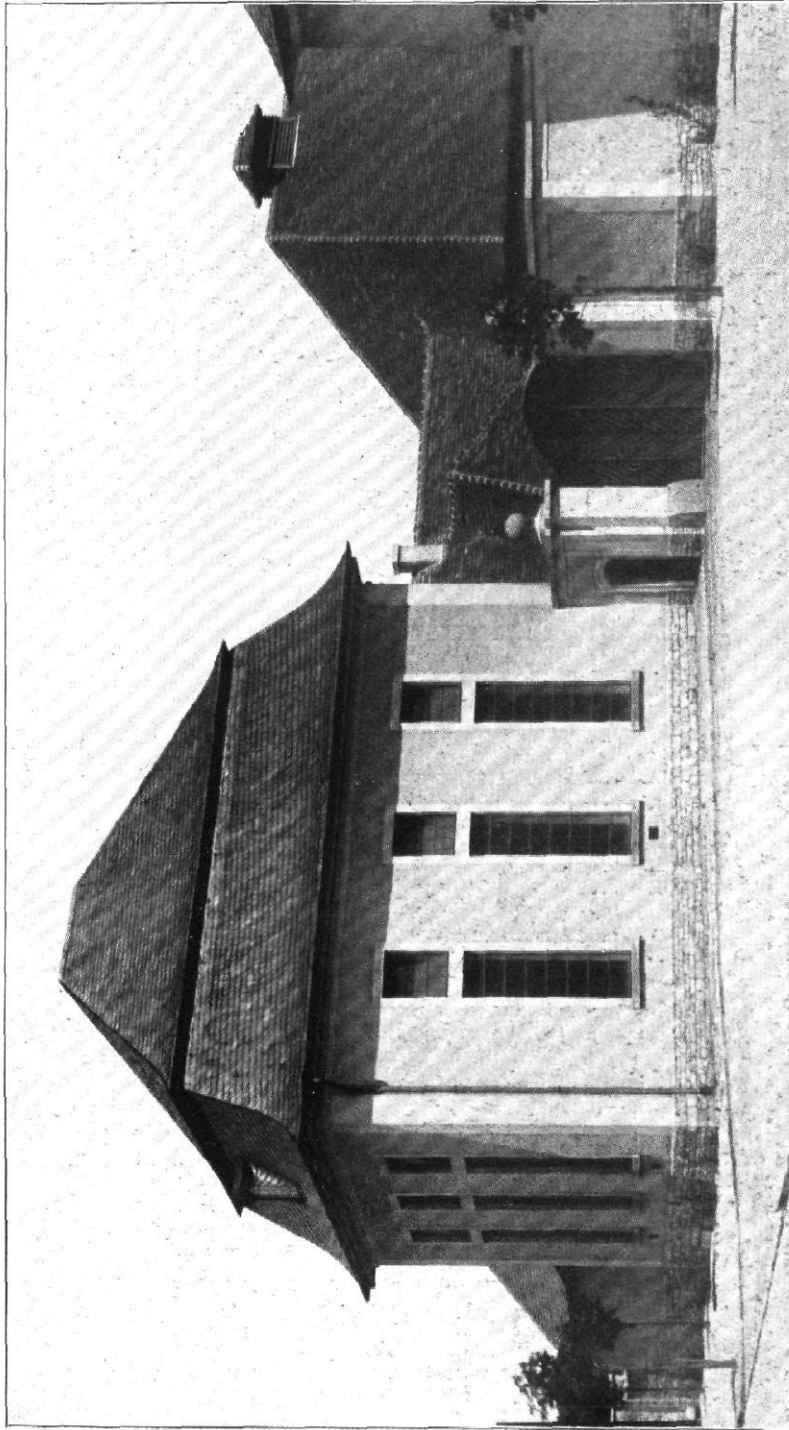


Inspektorhaus



Inspektorhaus vom Hofe aus

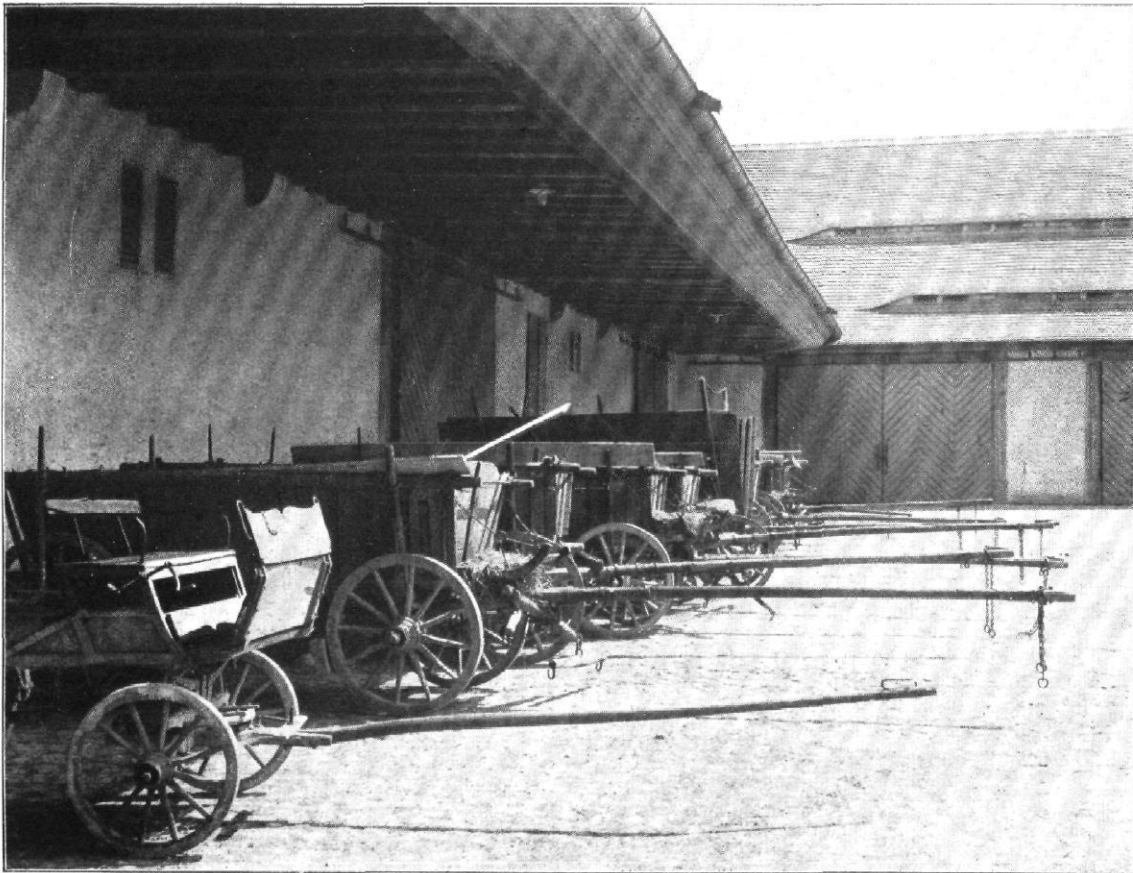
Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland



Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland — Elektrizitäts-Werk



Scheunen



Wagenstand vor der großen Scheune

Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland

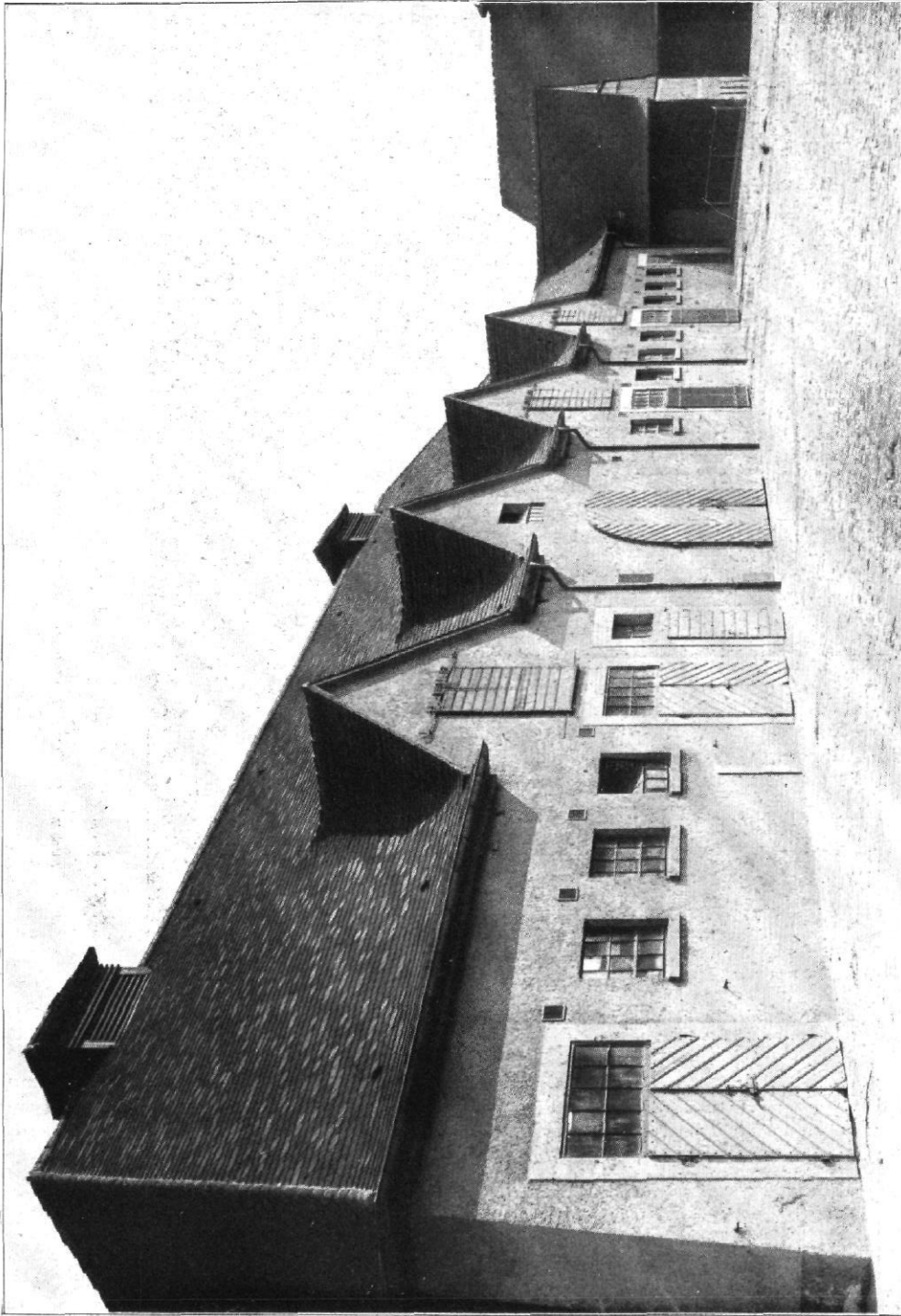


Rückansicht der Viehställe

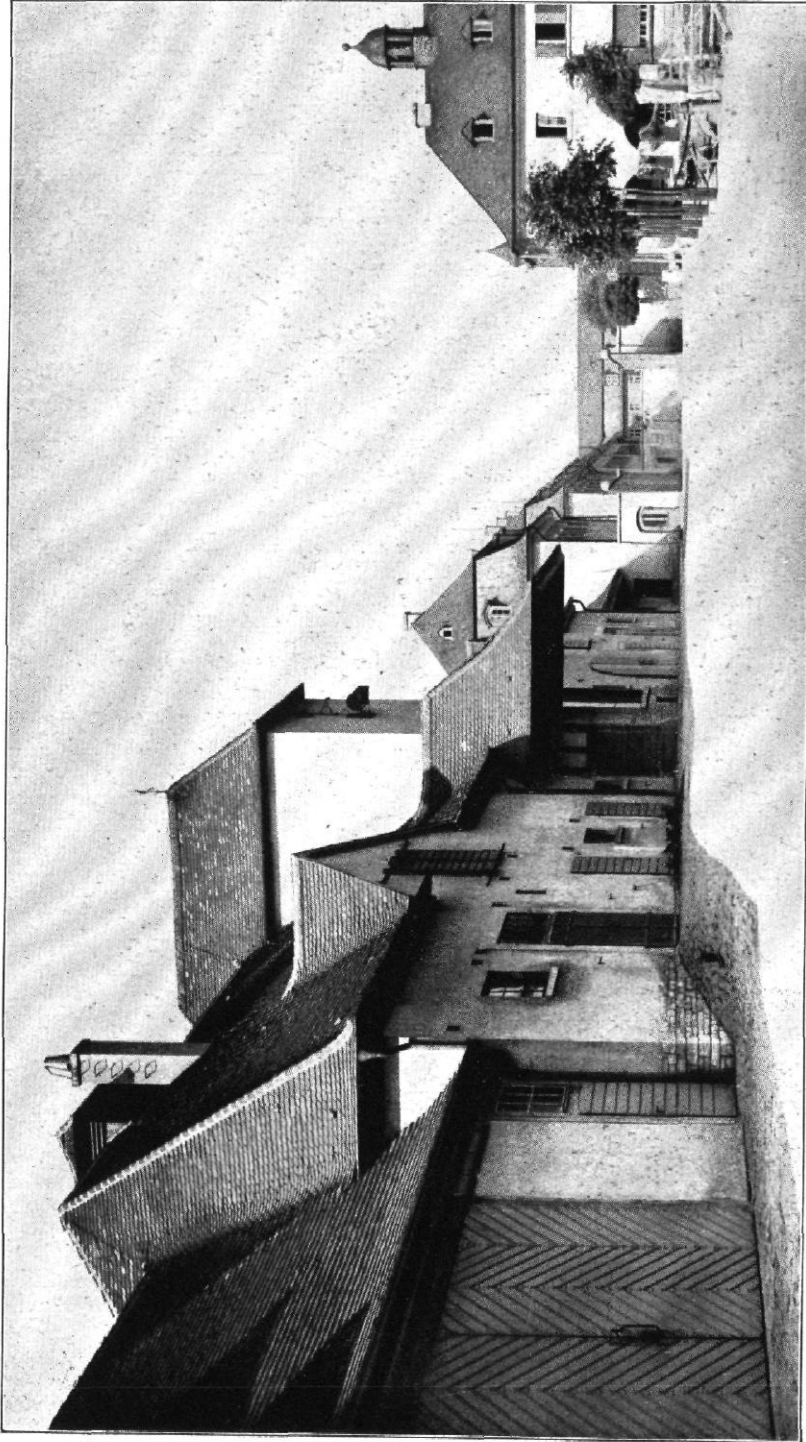


Wagenstand vor der großen Scheune

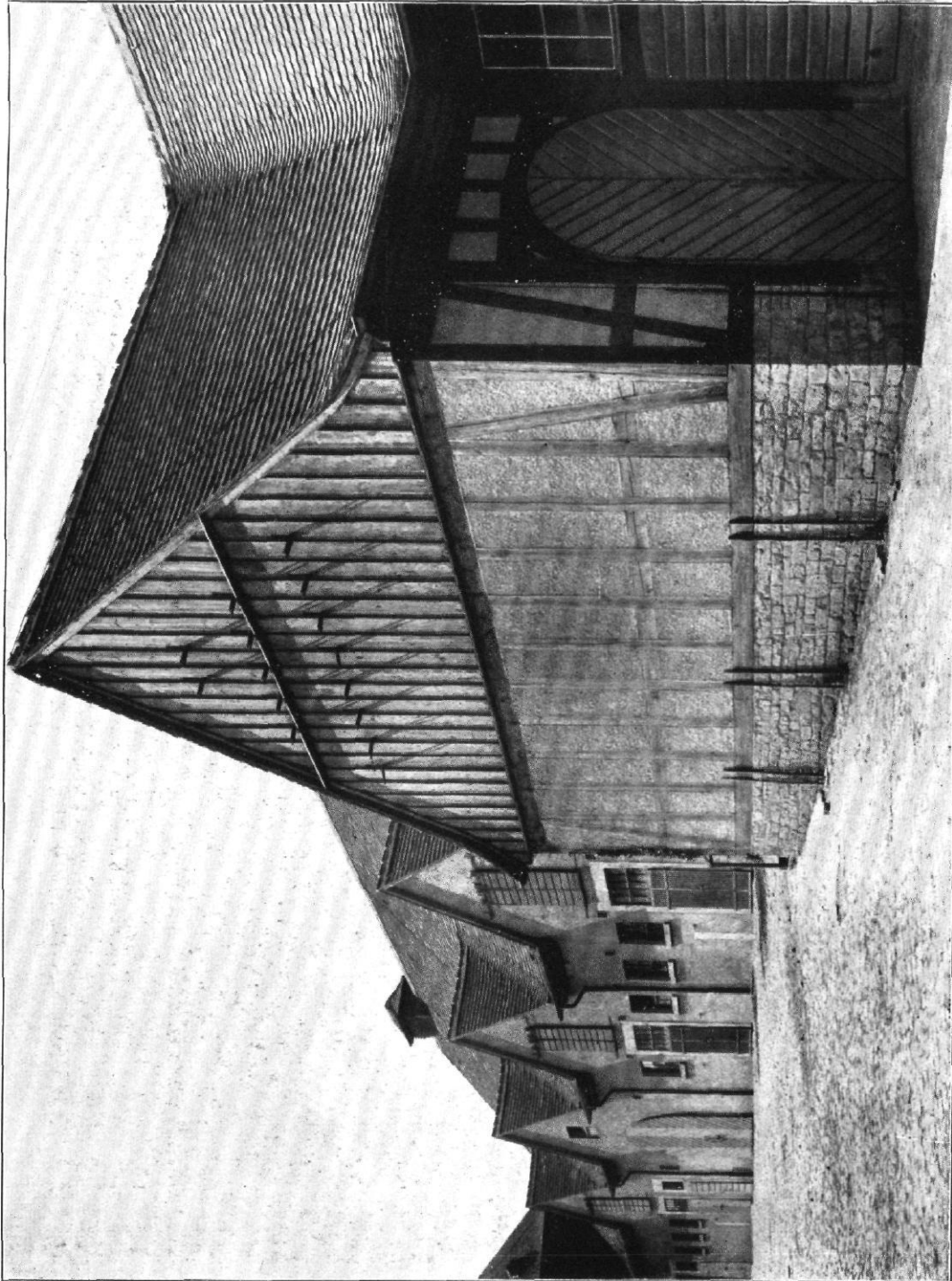
Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland



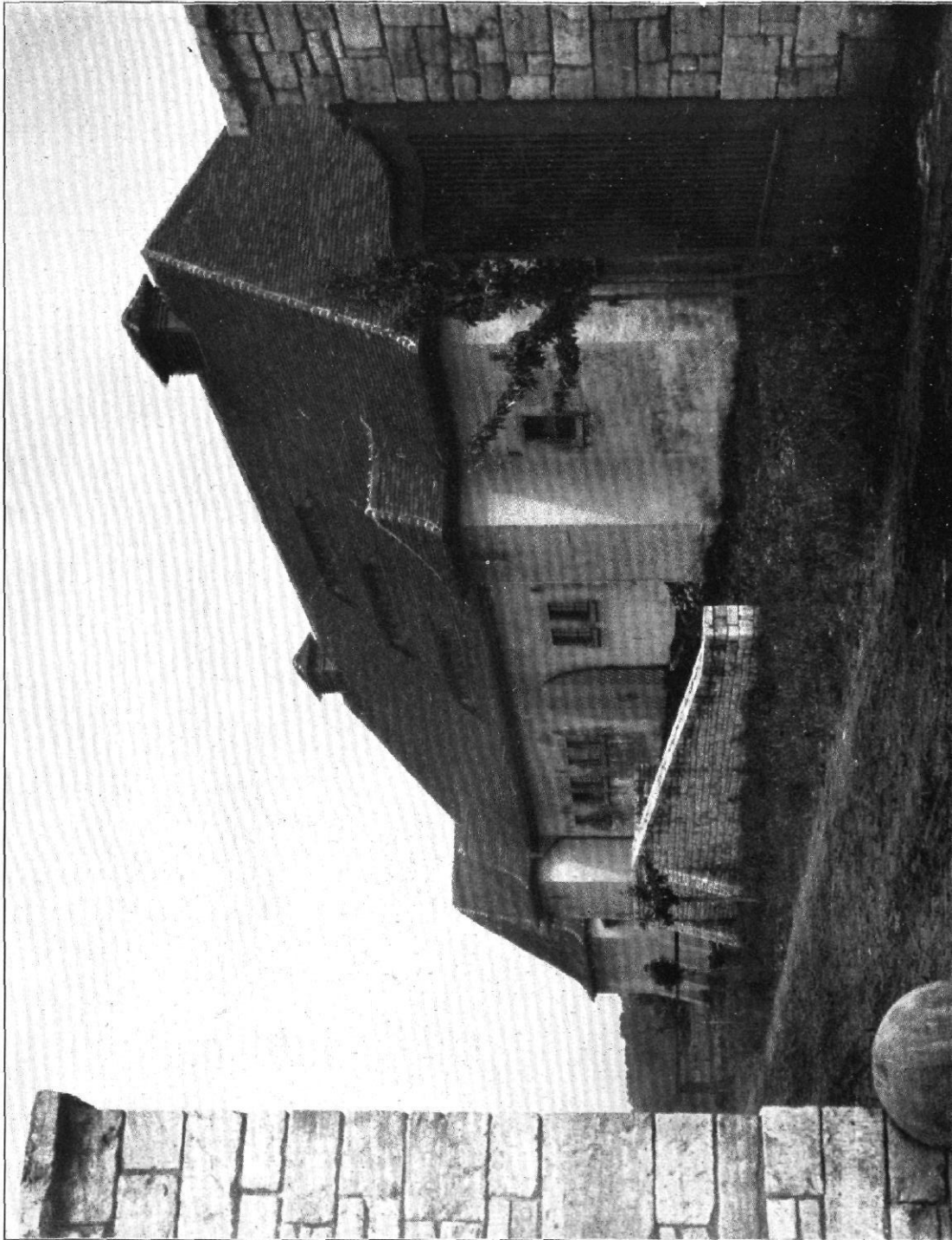
Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland — Stallungen



Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mittelddeutschland — Gutshof



Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mittelddeutschland — Ställe und Taubenhaus



Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mittelddeutschland — Hauptseite der Gutsgebäude



Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland — Arbeiterhäuser



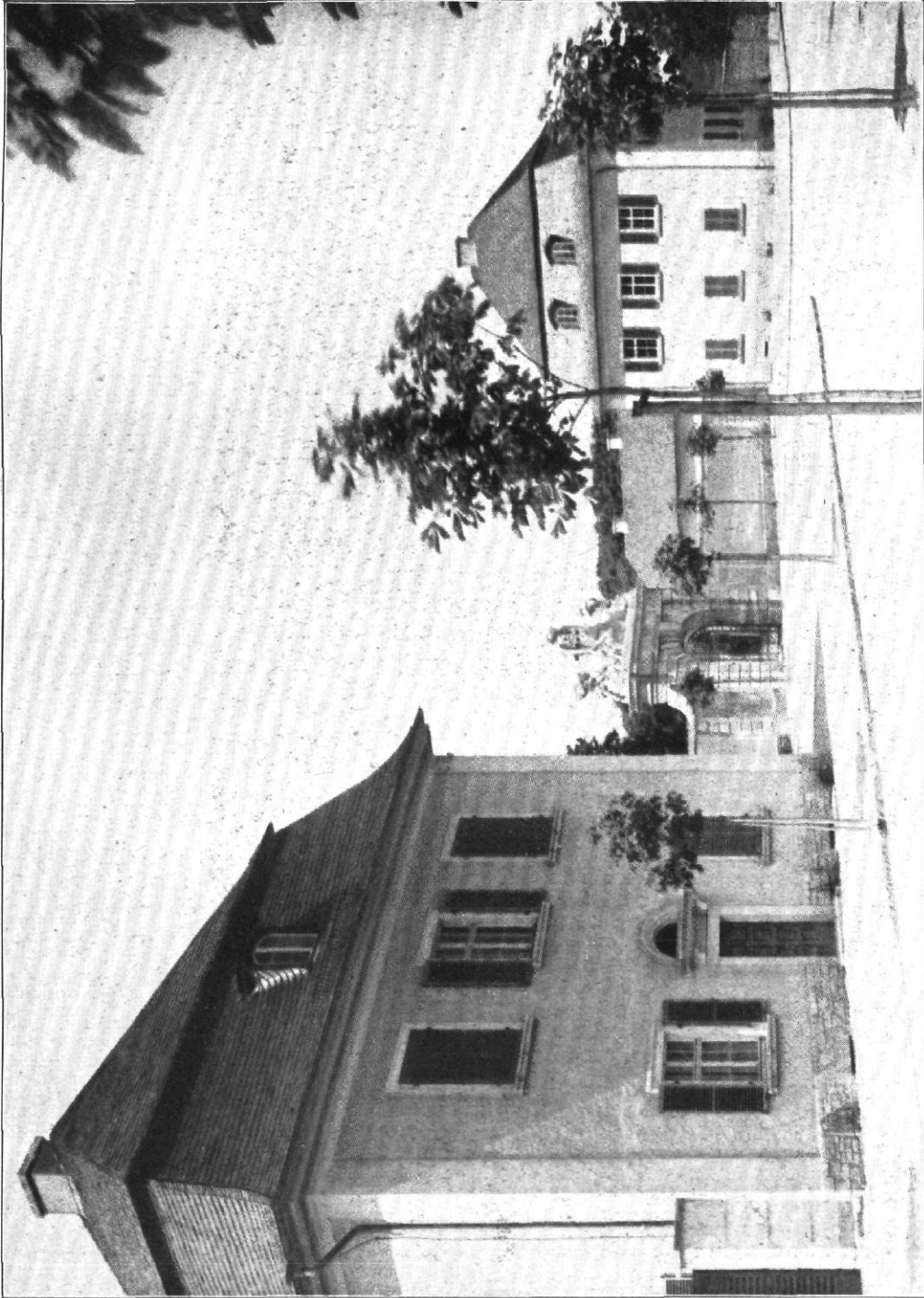
Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland — Eingang zum Forsthaus



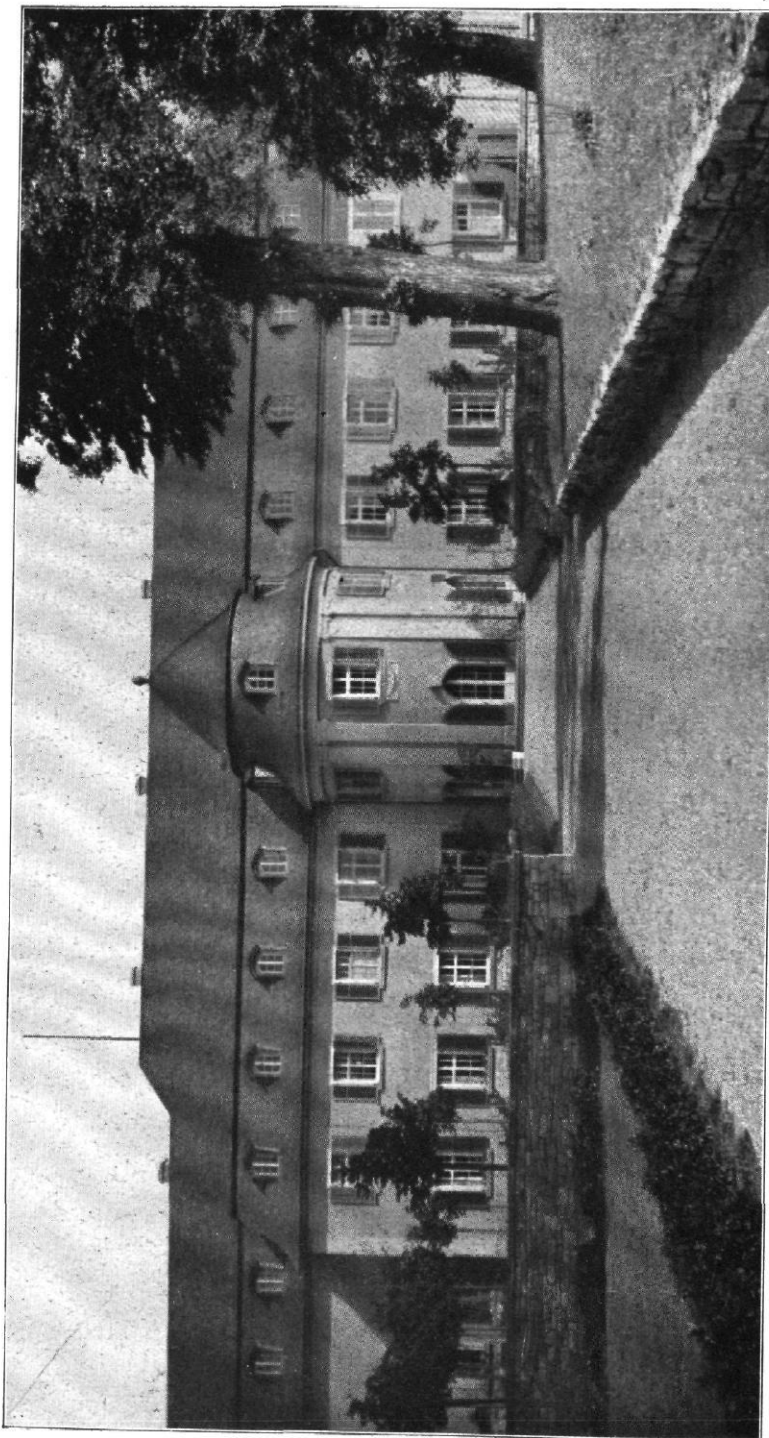
Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland — Forsthaus-Hof



Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland — Eingang des Südflügels



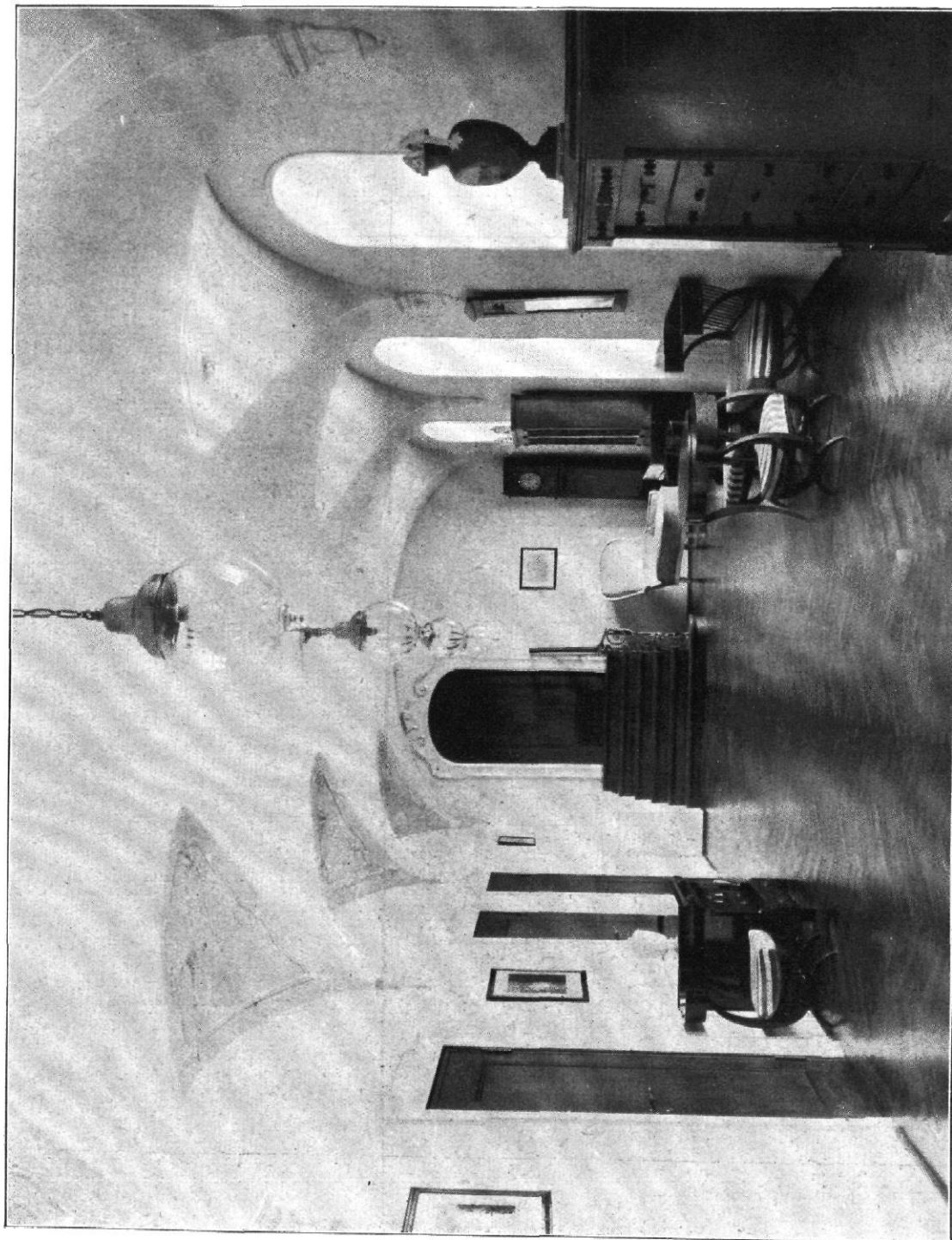
Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mittelddeutschland — Pavillons mit Haupteinfahrt



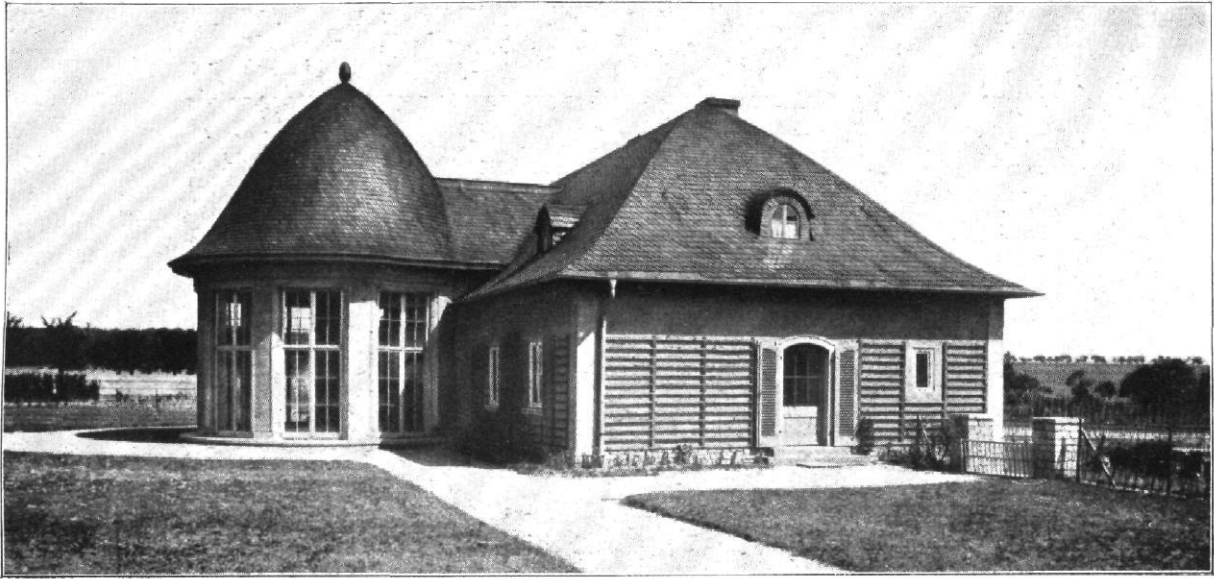
Prof. Paul Schultze-Naumburg, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland — Südflügel, Gartenseite



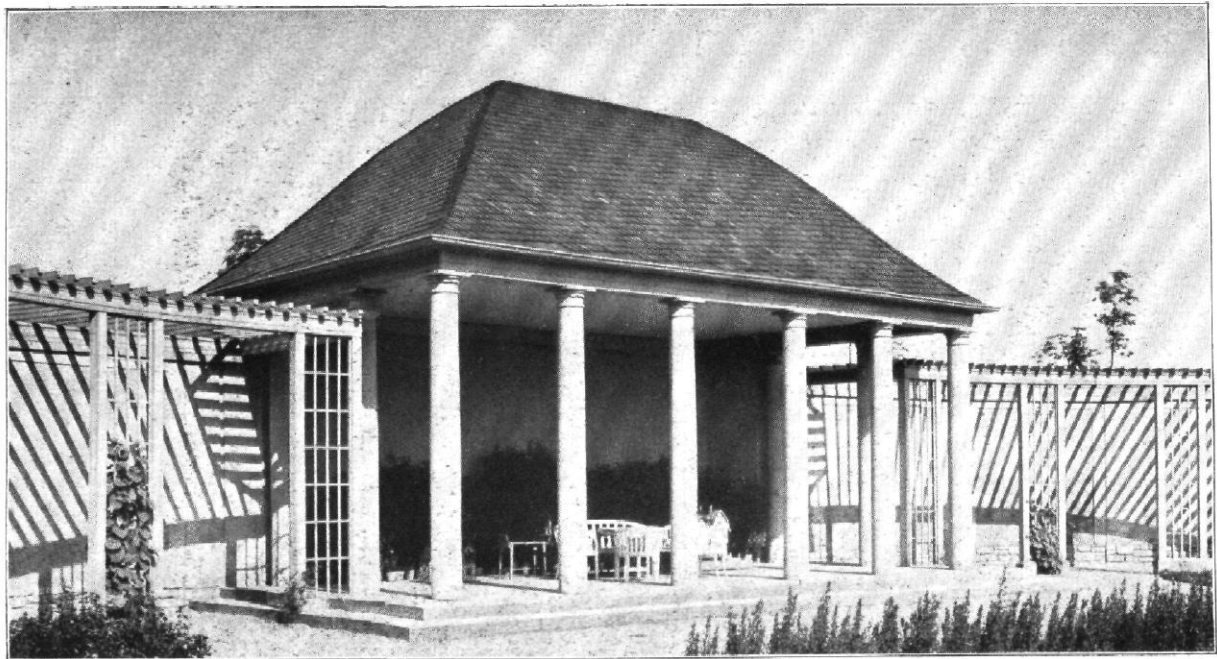
Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland — Südflügel, Gartenseite



Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mittelddeutschland — Obere Galerie

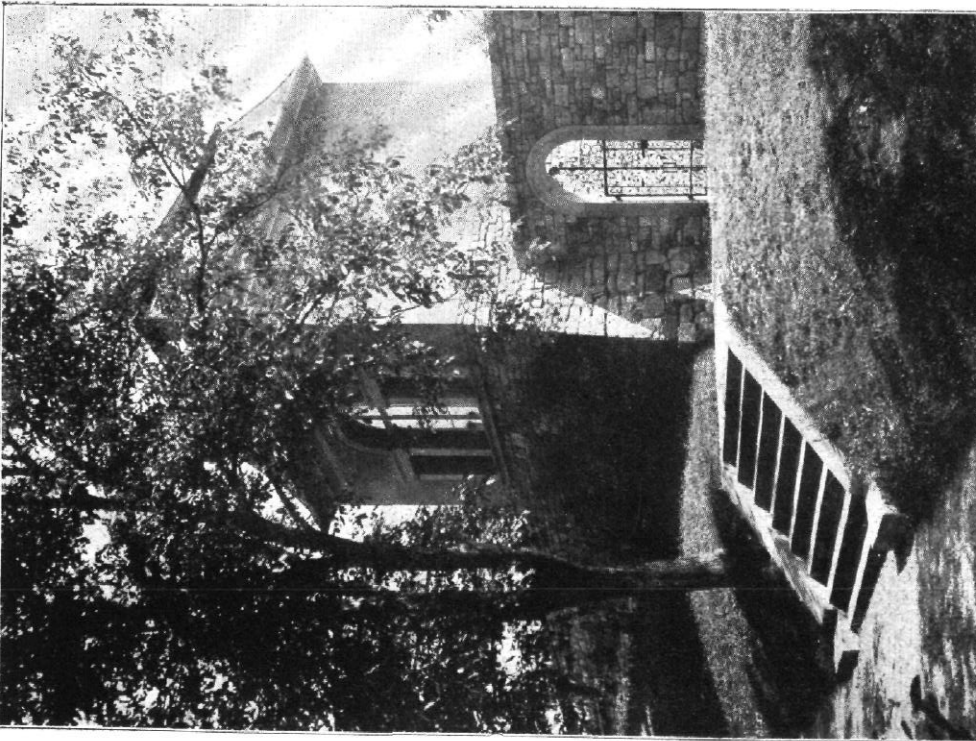


Gärtnerei



Gartenhalle

Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland

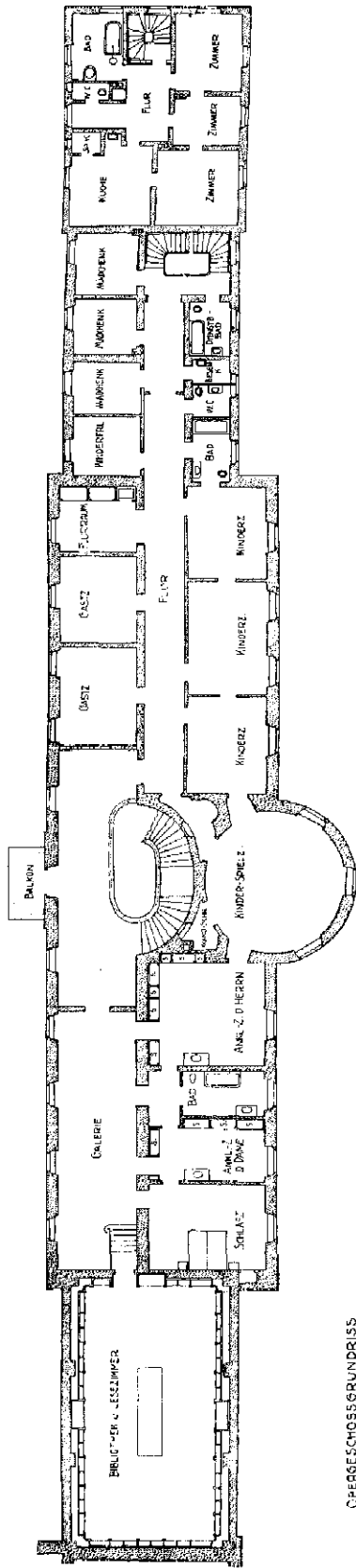


Gartenpforte

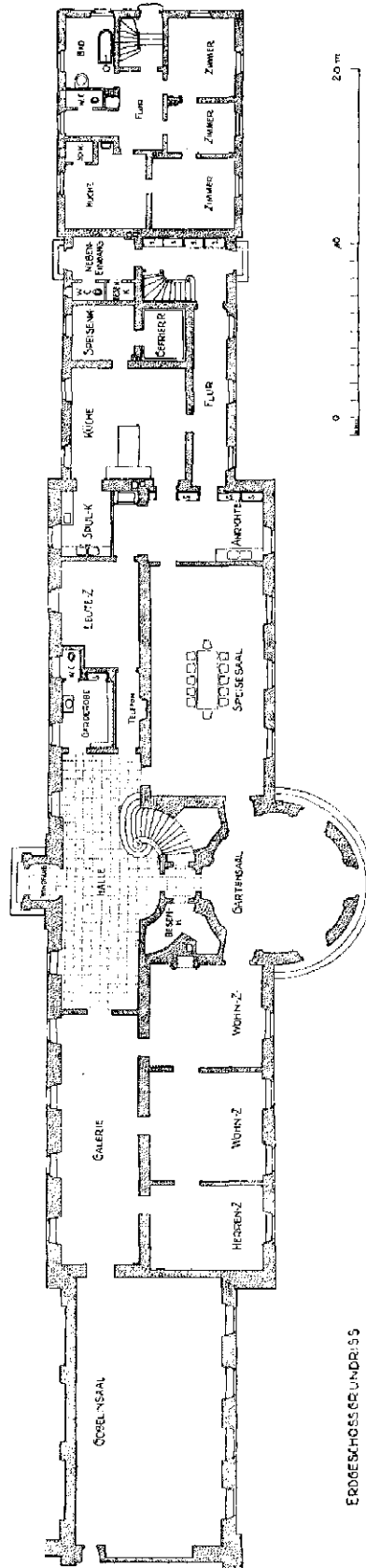


Gartenpforte

Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
Gutshof in Mitteldeutschland



OBERGESCHOSSGRUNDRISS



ERDGESCHOSSGRUNDRISS

M. 1 : 400

Prof. Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Saaleck b. Kösen i. Thür.
 Gutshof in Mitteldeutschland. Grundrisse des Südschloßflügels

Ägyptische Königsgräber.

Von Georg Möller.

Nicht allzuoft ist es uns innerhalb der fünf bis sechs Jahrtausende der Menschheitsgeschichte, die wir mehr oder weniger lückenlos überblicken, vergönnt, eine Baugattung bei einem und demselben Volke durch zwanzig Jahrhunderte von der primitivsten Form bis zum gewaltigsten Prunkbau in allen Entwicklungsstadien zu verfolgen. So mag es denn auch für die Leser dieser Zeitschrift des Reizes nicht entbehren, zu sehen, wie die ägyptischen Architekten im dritten und zweiten Jahrtausend v. Chr. unter den verschiedenen Verhältnissen die Aufgabe gelöst haben, ihrem vergöttlichten Herrscher das „Haus der Ewigkeit“ zu schaffen.

Der ägyptische Boden hat uns eine stattliche Anzahl Königsgräber bewahrt; alles in allem mögen es etwa hundert sein. Das verdanken wir dem Umstand, daß die Bewohner des Niltals ihre Toten stets am Rande der Wüste bestattet haben, weit genug vom Fruchtlande entfernt, um sie der zerstörenden Wirkung der Nilüberschwemmung oder des Grundwassers zu entziehen, aber doch nahe genug, um den Hinterbliebenen einen regelmäßigen Totenkult und eine leidliche Überwachung der Grabstätten zu ermöglichen.

Die ältesten Gräber waren flache runde oder längliche Gruben, in denen der Tote in zusammengekauerter Stellung, von Gefäßen mit Lebensmitteln umgeben, beigesetzt war (Abb. 1). Die nächste Entwicklungsstufe enthält ein besonderes Kämmerchen für den Toten (Abb. 2). Hieran reiht sich eine rechteckige mit Holz gedeckte Anlage mit einer Treppe von wenigen Stufen an, die in die Beigabekammer führt. (Abb. 3 u. 4.)

Bei zunehmender Größe wurde es nötig, die Grube mit lufttrockenen Ziegeln auszumauern; diesem Typus gehört die primitivste der uns erhaltenen ägyptischen Königsgrüfte an, die des Narmer bei Abydos (um 3500 v. Chr.), der sich von den gleichzeitigen Privatgräbern nur dadurch unterscheidet, daß die Überdachung aus Holzbohlen von Pfosten getragen war. Schon im Laufe der nächsten Jahrhunderte sind die Königsgräber komplizierter geworden; den Grundriß des für König Ka-a-Ubienthis bei Abydos angelegten Grabes mit vielen Kammern für Angehörige und für Beigaben, zeigt Abb. 4.

Zum Schutz gegen Beschädigungen durch Leichenräuber oder Raubtiere hat man um diese Zeit begonnen, die Gräber durch Aufschüttungen aus Bruchsteinen zu schützen, für die durch die Form der darunter liegenden Grube ein rechteckiger Grundriß gegeben war. Die Seiten dieser Steinhäufen hat man durch Einfassungen aus Ziegelmauerwerk gefestigt, die zweckmäßig mit leichter Böschung angelegt waren. Damit ist die für das Königsgrab der frühgeschichtlichen Zeit (etwa 3500—3000 v. Chr.) und für das Vornehmengrab der nächsten sechs Jahrhunderte charakteristische Form der „Mastaba“ erreicht. (Abb. 5.) Das arabische Wort bezeichnet die ähnlich gestalteten, gleichfalls aus lufttrockenen Ziegeln hergestellten Bänke vor den heutigen ägyptischen Fellachenhäusern und ist durch den ersten Leiter staatlicher Ausgrabungen in Ägypten, den

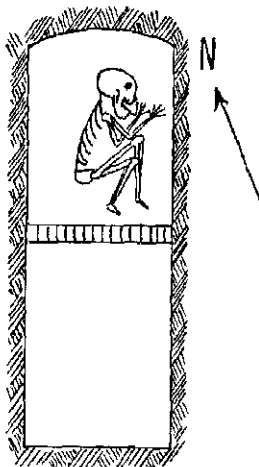


Abb. 1. Bestattung ältester Zeit, um 3500 v. Chr.

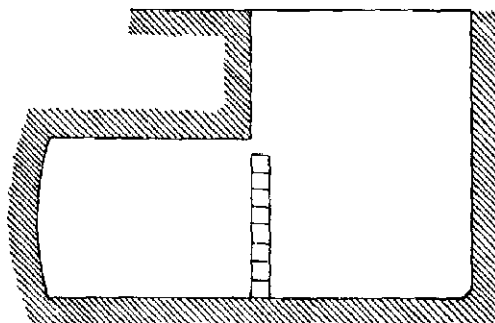


Abb. 2. Bestattung mit besonderer Kammer für den Toten, um 3500 v. Chr. Grundriß und Schnitt

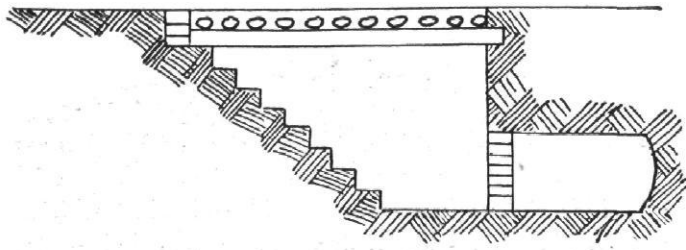


Abb. 3. Grab mit Treppe und Holzdecke. Schnitt

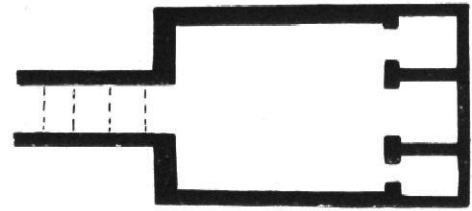


Abb. 4. Grab mit Treppe und drei Kammern für Beigaben

Franzosen Mariette, der es seinen Arbeitern abgelauscht hatte, in die Wissenschaft eingeführt worden.

Die Toten wurden seit dem Beginn des dritten Jahrtausends v. Chr., zunächst immer noch in kauender Lage, später ausgestreckt mit dem Antlitz nach Sonnenaufgang beigesetzt. Dadurch war die Orientierung der Grabkammern und somit der ganzen Anlage festgelegt, und da der Totenkult vor dem Verstorbenen stattzufinden hatte, so mußte die Ostseite der Mastaba zur Hauptfassade werden. Hier fand der Grabstein seine Aufstellung, schon bei den Königsgräbern der ältesten Zeit: aus einem derselben stammt das auf S. 91 abgebildete, jetzt im Louvre befindliche Monument des Königs Azet (um 3400 v. Chr.), das in seiner schlichten Schönheit wohl zu den herrlichsten Grabdenkmälern aller Zeiten gezählt werden darf.

Es lag nahe, dem „Haus der Ewigkeit“ die Fassadengliederung des Wohnhauses zu geben. Grabstein und Pforte verbanden sich dabei zur Scheintür, die den Verkehr der abgeschiedenen Seele mit der Außenwelt vermitteln sollte. Wie dann die Zahl der Kammern im Innern der Mastaba ständig zunahm und wie bei Privatgräbern auch die Kultstelle in das Gebäude hineinverlegt wurde, während sie beim Königsgrab seit etwa 2900 v. Chr. zu einem besonderen Totentempel wurde: dies im Einzelnen zu verfolgen verbietet der verfügbare Raum. Wir müssen uns mit der Feststellung begnügen, daß die Grabanlage der Könige in der Blütezeit des Alten Reichs (etwa 2900 bis 2600 v. Chr.) aus einem Portaltempel bestand, aus dem ein mehr oder minder langer überdeckter, mit Reliefs geschmückter Gang auf die Höhe des Plateaus und in den eigentlichen Totentempel

führte, der sich unmittelbar vor der Ostseite der Pyramide erhob. Eine gemeinsame Umfassungsmauer umschloß den Tempel, die Pyramide des Herrschers und die kleine Königinnenpyramide.

Diese Gliederung entsprach den Anforderungen des Totenkultes und den durch die örtlichen Verhältnisse gegebenen Bedürfnissen des Architekten in gleicher Weise. An dem kaiartigen Unterbau des Portaltempels wurden während des Baues bei Hochstand der Nilüberschwemmung die zu Wasser herbeigeschafften

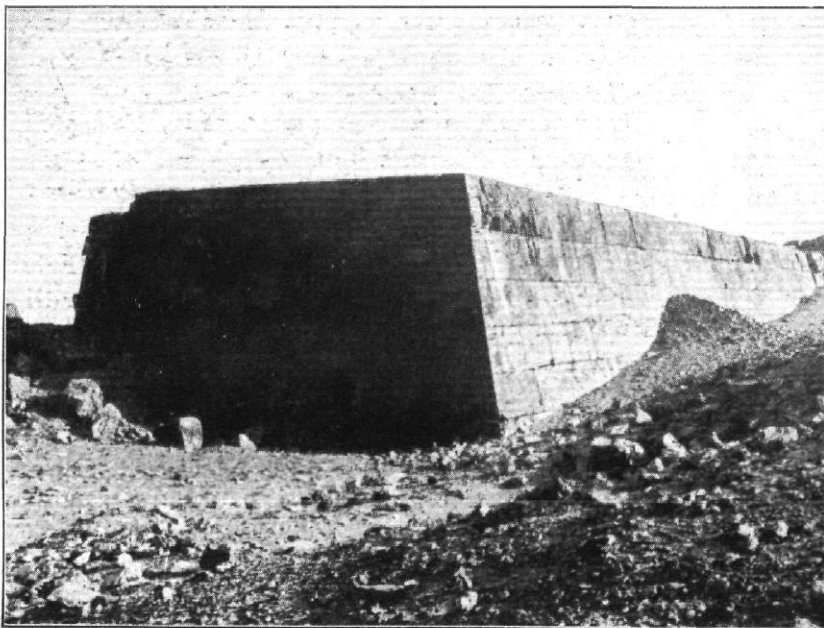


Abb. 5. Mastaba der vierten Dynastie mit Steinmantel, bei Giseh, um 2850 v. Chr.

Quadern ausgeladen, die aus den Steinbrüchen auf dem andern östlichen Ufer des Stromes stammten. Dann wurden sie mit Schlitten aufwärts geschleift: an Stelle der Förderrampe erhob sich später der für die Trauerprozession ausgebaute gedeckte Gang. (Abb. 7.)

Bis zum Beginn des dritten Jahrtausends v. Chr. hat in der Anlage der Gräber der Könige und der seiner Vornehmen ein grundsätzlicher Unterschied nicht bestanden. Bei der mächtigen Ziegelmastaba bei Bêt Challâf in Oberägypten, deren Grundriß und Schnitt Abb. 8 zeigt, ist die Frage bis heute nicht einwandfrei gelöst, ob es sich um ein Grab für König Neterchet-Tosorthos (um 2950 v. Chr.) oder für einen Großen seines Reiches handelt. Der entscheidende Schritt zur Differenzierung ist wohl im Laufe des dritten Jahrtausends v. Chr. geschehen.

Die besonders kostbaren Beigaben der Königsgrüfte mußten auf Gräberdiebe eine besondere Anziehungskraft ausüben: zum Schutz gegen Beraubung legte man daher um die Königsmastaba einen Mantel aus starkem Mauerwerk, der aber nur bis zur halben Höhe des Kernbaues geführt wurde: dadurch war der dicht über dem Erdboden liegende Eingang zur Grabkammer besonders gesichert und gleichzeitig das Bauwerk wirkungsvoll ausgezeichnet. Eine solche zweistufige Mastaba, freilich wohl aus etwas späterer Zeit, haben wir in der sogenannten Mastabat el Faraun „Pharaosbank“ bei Sakkara vor uns.

Ein weiterer Schritt auf der Bahn der Differenzierung ist der gewesen, die Königsmastabas, deren Abmessungen mit der zunehmenden Macht der Pharaonen bald ins Gewaltige wuchsen, mit mehreren, nach außen immer niedriger werdenden Mänteln zu umgeben. So ist die Stufenmastaba entstanden, deren Schulbeispiel die fälschlich sogenannte Stufenpyramide von Sakkara ist, das gewaltige Grabmal, das der Baumeister Imhotep für König

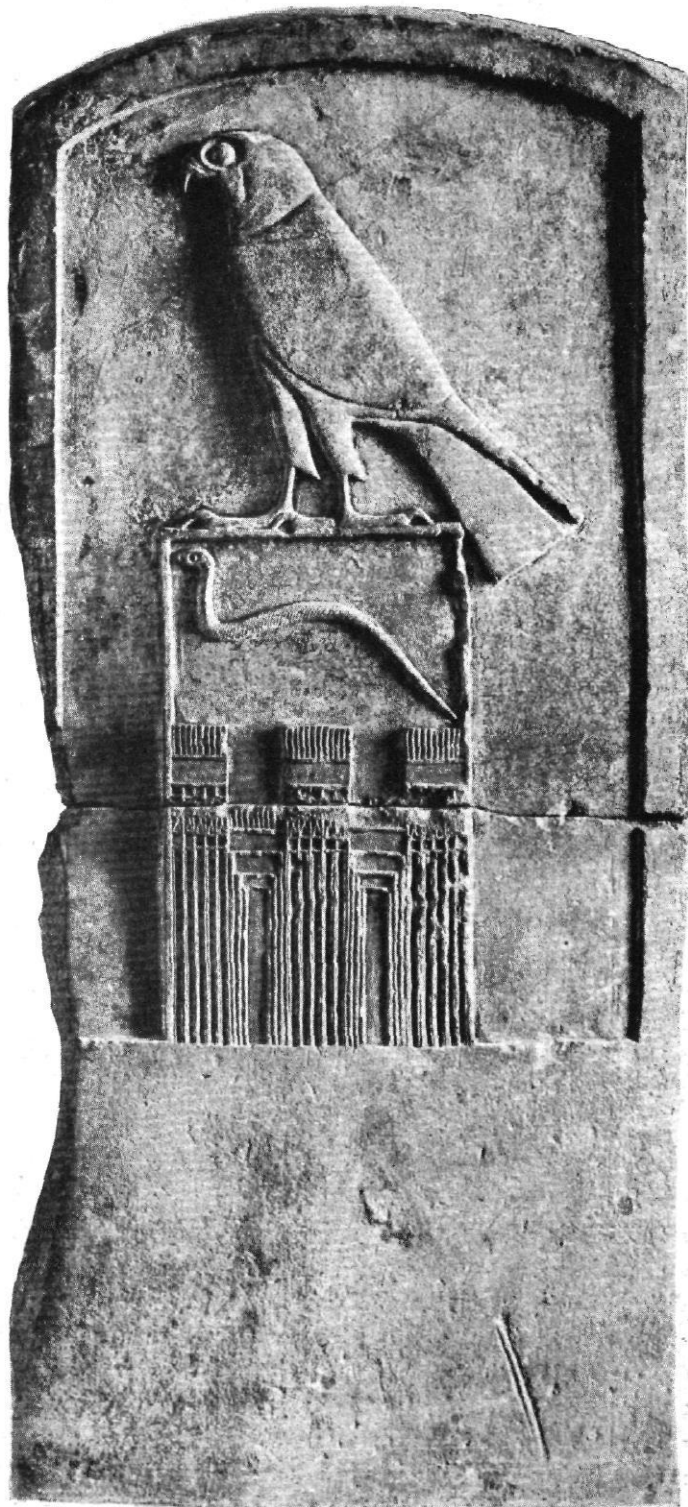


Abb. 6. Grabstein des Königs Azet, aus Abydos, im Louvre, um 3400 v. Chr.

Tosorthos, den zweiten Herrscher der dritten Dynastie um 2950 v. Chr. errichtet hat. (Abb. 9.) Der Schöpfer dieses großartigen Bauwerks, das übrigens auch der älteste aller erhaltenen Quaderbauten ist, hat wohl Anspruch darauf, daß man seiner in der Geschichte der Architektur ehrend gedenke. Sein Volk hat ihn noch nach drei Jahrtausenden göttlich verehrt.

Ich bemerkte, daß die Schöpfung des Imhotep zu Unrecht als „Stufenpyramide“ bezeichnet wird. Um eine Pyramide zu sein,

fehlt ihr der quadratische Grundriß, den erst König Hu, einer der Nachfolger des Tosorthos, seinem Grabdenkmal, der sogenannten Knickpyramide von Dahschur, gegeben hat. Dieser Herrscher hat auch — soviel wir wissen als erster — die Stufen durch einen gemeinsamen Mantel aus dreikantigen Blöcken verdeckt. Was sein Grabmal von den echten Pyramiden der Folgezeit unterscheidet ist der Umstand, daß die obere Hälfte einen geringeren Neigungswinkel als die untere hat. (Abb. 10.) Vermutlich ist der Bau unvollendet; als der König starb, war nur die Spitze der Pyramide fertiggestellt, sein Nachfolger hat den Unterbau so wie er war durch Umlegen der Bekleidungsblöcke fertig stellen lassen.

Die erste vollendete wirkliche Pyramide ist die sogenannte rote Pyramide bei Dahschur, ein Werk des Königs Snofru, des ersten Pharaos der vierten Dynastie (um 2900 v. Chr.). Mit einer Höhe von 99 m bei einer Breite von 213 m steht sie der weltberühmten großen Pyramide von Giseh, dem Grabmal von Snofrus Nachfolger Cheops (Chufu um 2850 v. Chr.) an Größe nur wenig nach, bei ihrer einsamen Lage ist ihre Wirkung auf den Beschauer fast noch überwältigender als bei jener.

In die Grabkammer, die meist tief unter den Quadermassen der Pyramide im Felsboden lag, führte ein schräger Schacht, der in einen Korridor überging; der Zugang war durch einen mächtigen Sperrblock und durch einen oder mehrere riesige Fallsteine aus Granit verschlossen (Abb. 11), wie sie uns schon bei der Ziegelmastaba von Bêt Challáf begegnet sind (Abb. 8). Wo, wie z. B. bei den Pyramiden von Giseh, im Innern mehrere Kammern und Gänge vorhanden sind, liegen Änderungen des ursprünglichen Bauplans vor. Die Innenräume, die ja nach erfolgter Beisetzung unzugänglich waren, sind bis gegen Ende der fünften Dynastie (um 2650 v. Chr.) schmucklos geblieben, erst um diese Zeit hat man begonnen, die Wände mit religiösen Inschriften zu bedecken.

Unter den Herrschern dieses Königshauses, das etwa von 2750—2625 v. Chr. den Thron der Pharaonen innegehabt hat, sind die Abmessungen der Pyramiden bescheidener geworden; es war eben auf die Dauer nicht durchführbar, daß die ganze Kraft des Landes auf den Bau des Grabmals seines Herrschers konzentriert wurde. In der Folgezeit sind die Pyramiden immer unscheinbarer geworden: die mächtigen Herrscher der zwölften Dynastie, die Amenemes und Sesostris (2000 bis 1788 v. Chr.) haben sich mit bescheidenen Grabbauten, durchweg aus lufttrockenen Ziegeln mit Bekleidung aus Kalksteinplatten, begnügt.

Die Könige des alten und mittleren Reiches haben in Unter- und Mittelägypten residiert und sind dort auch bestattet. Anders die Herrscher des neuen Reichs (etwa 1600—1090 v. Chr.), die

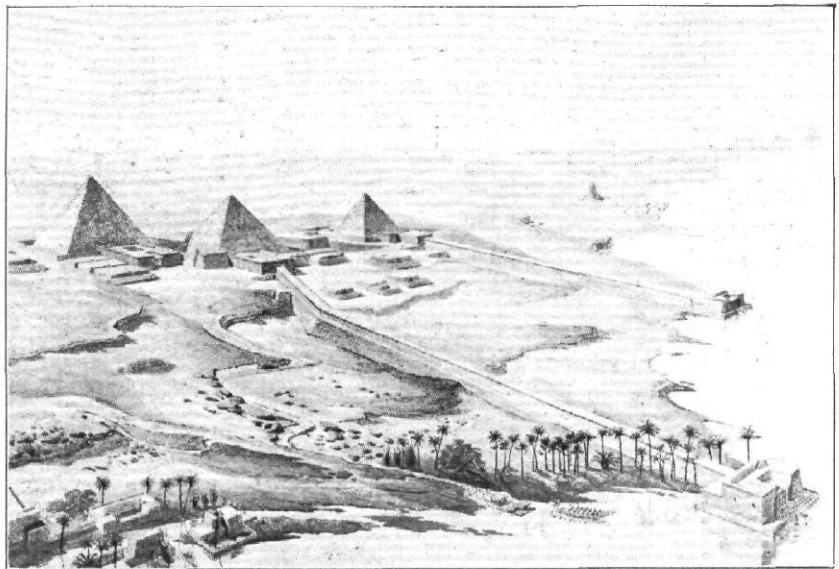


Abb. 7. Das Pyramidenfeld von Abusir, Rekonstruktion von L. Borchardt

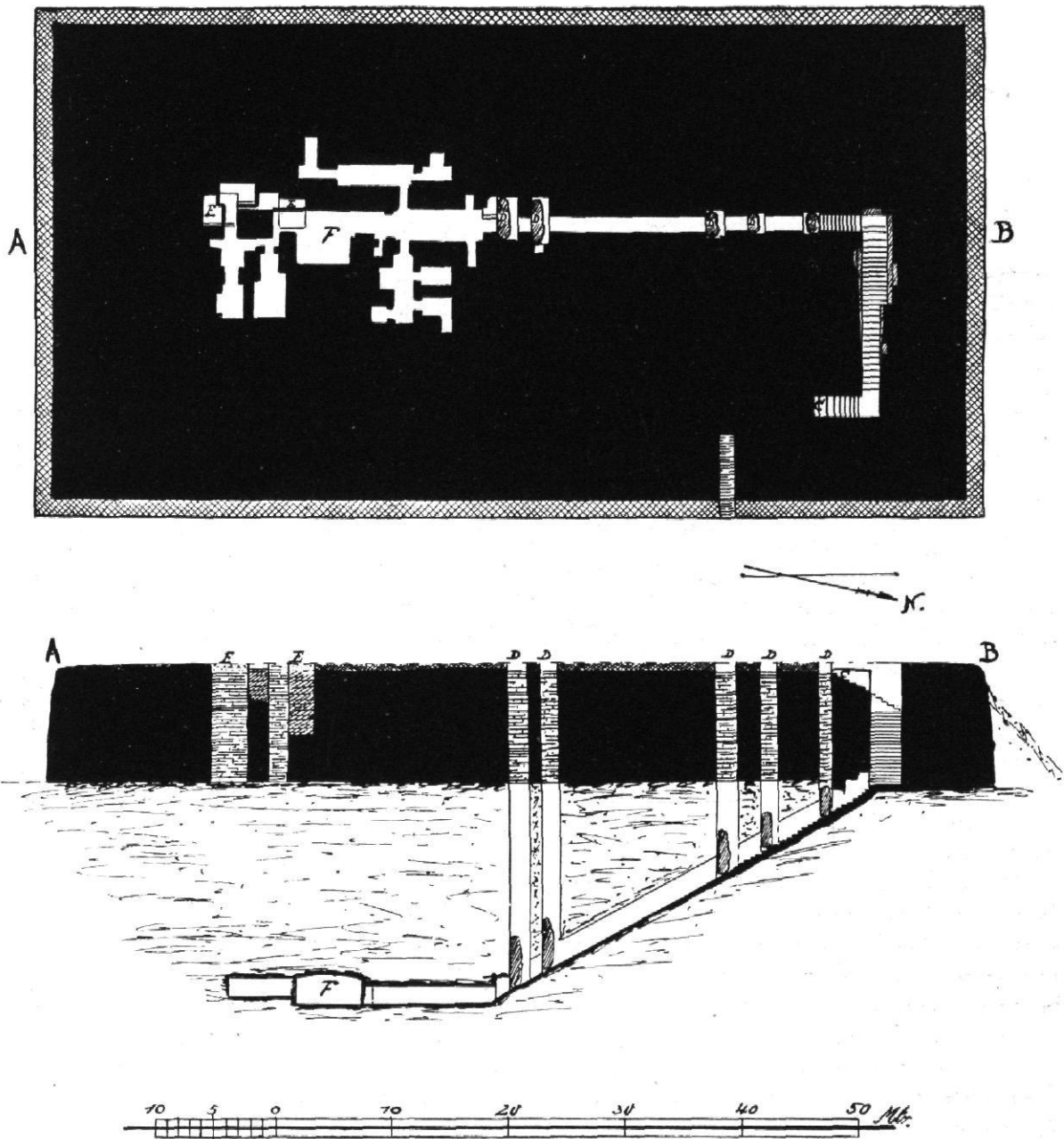


Abb. 8. Grundriß und Schnitt der Ziegelmastaba bei Bêt-Challâf in Oberägypten, um 2950 v. Chr.

Thutmosis, Amenophis, Sethos und Ramses, die aus dem oberägyptischen Theben stammten und sämtlich ihre letzte Ruhe auf dem westlichen Nilufer gegenüber ihrer Heimatstadt und Residenz gefunden haben. Hier war die Aufgabe, die die königlichen Architekten zu lösen hatten, wesentlich anderer Art.

Während der westliche Rand der Wüste in Unterägypten ein Plateau von mäßiger Höhe bildet, das in sanfter Neigung allmählich ins Niltal übergeht, treten die Höhenzüge, die in Oberägypten die libysche Wüste begrenzen, in ziemlich steilem Absturz fast unmittelbar bis an das Fruchtländchen heran. Den obskuren Gaufürsten, die im siebzehnten Jahrhundert v. Chr. in Theben residiert haben, konnte eine kleine Ziegelpyramide genügen, die vor der dahinter aufsteigenden Felswand dürftig genug ausgesehen haben mag. Das war undenkbar für die stolzen Herrscher-

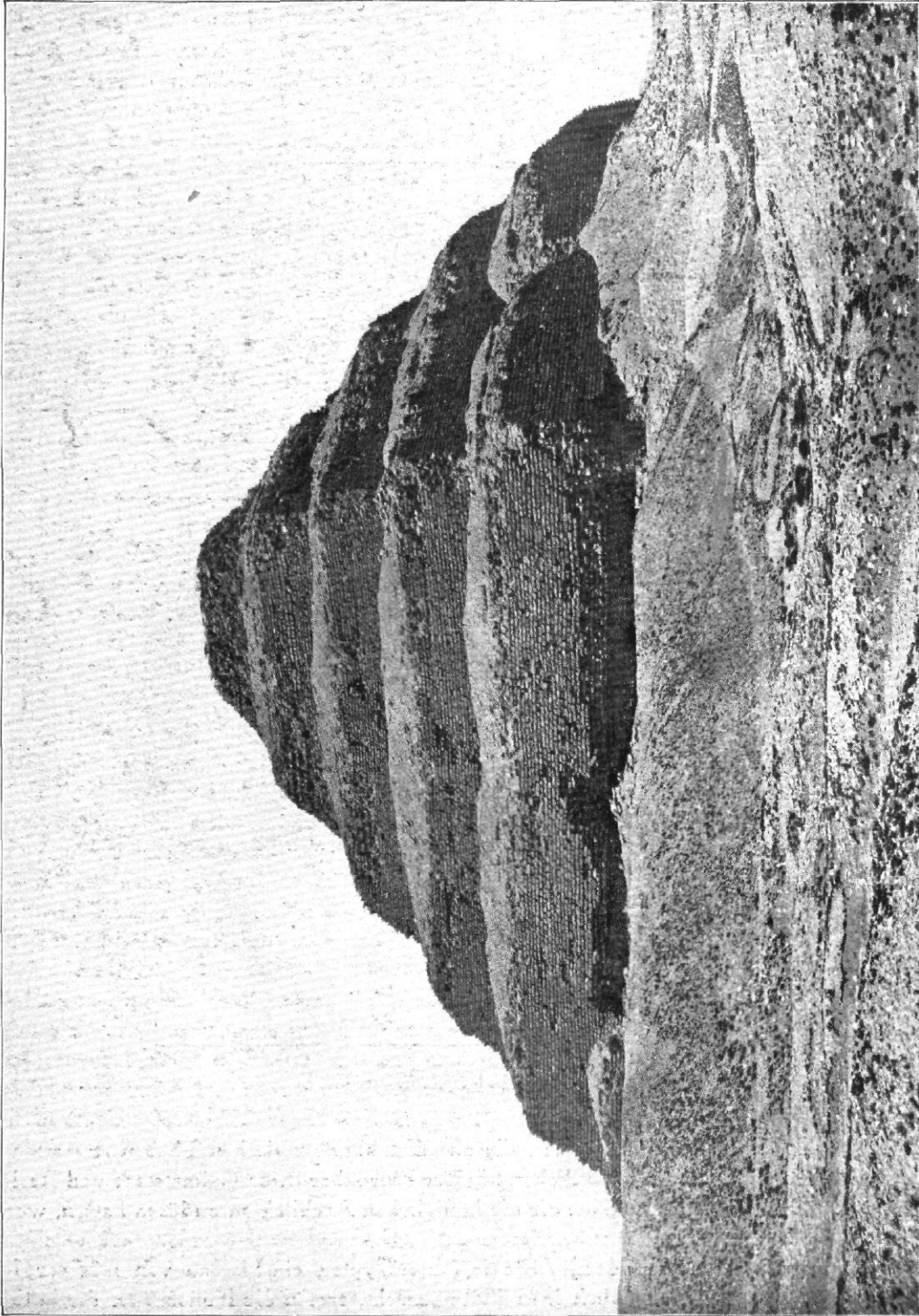


Abb. 9. Die Stufen-,pyramide“ von Sakkara, um 2950 v. Chr.
Höhe 59,7 m

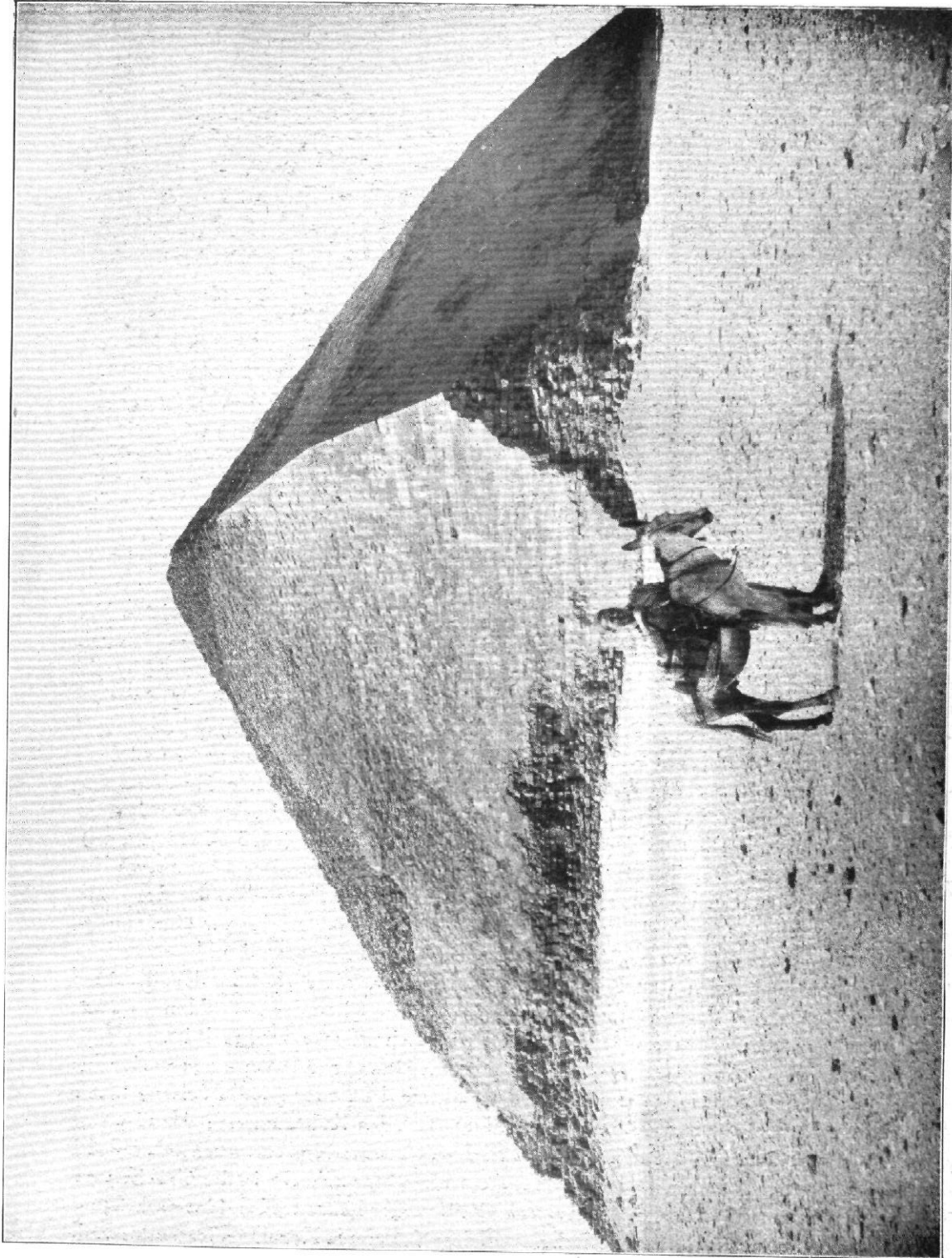


Abb. 10. Die Knickpyramide von Dahschur, um 2930 v. Chr.
Höhe 97 m. Basis 188,5 m im Quadrat. Neigungswinkel unten $54^{\circ} 41'$, oben $42^{\circ} 59'$.

geschlechter der achtzehnten und neunzehnten Dynastie (um 1580–1205 v. Chr.), denen zeitweilig alles Land vom oberen Nil bis an den Euphrat untertan war. Die Pyramide in freier Lage hoch über dem Niltal auf die schroffe Höhe des libyschen Randgebirges zu setzen war eine Aufgabe, die selbst dem hohen Können der ägyptischen Architekten zu schwierig war. Man entschloß sich daher, von der Pyramide zum Felsengrab

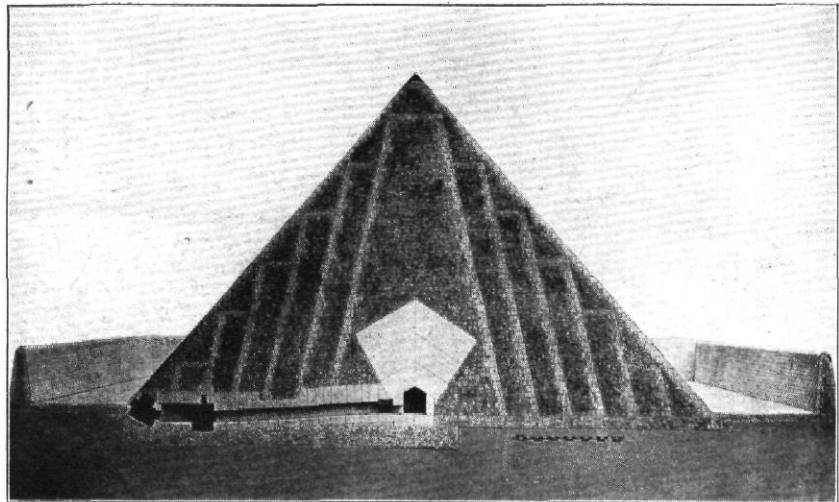


Abb. 11. Schnitt durch die Pyramide der Sahurê bei Abusir, nach L. Borchardt

überzugehen und tat das um so leichter, als die Beisetzung der Vornehmen in Felskammern in Oberägypten ohnehin von jeher gebräuchlich war, da die schmalen Wüstenstreifen, die unterhalb der Höhenzüge an das Fruchtländchen anschließen, für großzügige Friedhofsanlagen meist keinen Platz boten.

Das Tal auf der Westseite von Theben, in dem die Herrscher des sechzehnten bis zwölften Jahrhunderts v. Chr. ihre letzte Ruhe gefunden haben, Bibân el Mulûk („Thore der Könige“) genannt, ist wie geschaffen für diesen Zweck. Ein schmaler Pfad zieht sich in vielen Windungen zwischen schroffen Klippen aus goldbraun verwitterten Kalksteinfelsen dahin, endlich gelangt man in einen von steilen Felswänden umschlossenen Kessel, über dem die Gipfel der libyschen Bergkette majestätisch emporragen. Die höchste Kuppe hat die Form einer gewaltigen Pyramide: das ist gewiß bestimmend gewesen für die Wahl gerade dieses Tals. (Abb. 12.)

Die Königsgräber des Neuen Reichs sind lediglich zur Aufnahme des Sarges und der Beigaben bestimmt gewesen. Räume für den Totenkult enthalten sie nicht. Hierfür dienten besondere Tempel, die ziemlich weit von den Grüften entfernt am Wüstenrand erbaut wurden, so z. B. ist der bekannte Tempel von Kurna dem Seelenkult Sethos des Ersten (1213–1292 v. Chr.) geweiht gewesen; die Entfernung vom Kulttempel zum Königsgrab beträgt in diesem Falle etwa eine Stunde.

Während im alten Reich die Pyramide der Königin unmittelbar neben der des Königs erbaut war als ein viel kleinerer, doch gleichartiger Bau, der durch eine gemeinsame Umfassungsmauer in die Gesamtanlage einbezogen war, sind die Felsengrüfte der Pharaonen des Neuen Reichs von den Gräbern ihrer Gemahlinnen und Kinder streng gesondert, diese sind in dem Bibân el Harîm „Frauentore“ genannten Wüstental bestattet, das an Großartigkeit der Felsbildungen dem „Tal der Könige“ weit nachsteht, aber immerhin von großer landschaftlicher Schönheit ist.

Bei den königlichen Felsengräbern läßt sich die Anordnung der Innenräume weder aus der der älteren Pyramiden noch aus dem Grundplan der gleichartigen oder älteren Felsengrüfte der Vornehmen ungezwungen ableiten. Diese schließen zugleich den Kultraum ein; der Grundriß hat in der Regel die Form eines T; der dem Vertikalstrich des Buchstabens entsprechende lange Korridor verläuft horizontal, an seinem Ende mündet ein senkrechter Schacht in die Grabkammer. Beim Königsgrab hingegen führen in der Regel drei hintereinander liegende Korridore schräg oder durch Treppen unterbrochen in die Tiefe. Zu beiden Seiten des ersten Korridors liegen bisweilen kleine Nebengemächer, am zweiten und dritten sind Nischen für Beigaben angebracht. Ein Vorsaal mündet des weiteren in den häufig von Pfeilern getragenen Hauptsaal, in dessen vertiefter Mitte der aus Granit oder Alabaster gefertigte Sarg des Königs zu stehen pflegt. Hinter diesem eigentlichen Grabraum befinden sich in der Regel noch mehrere Kammern. Die Wände sind mit religiösen Texten

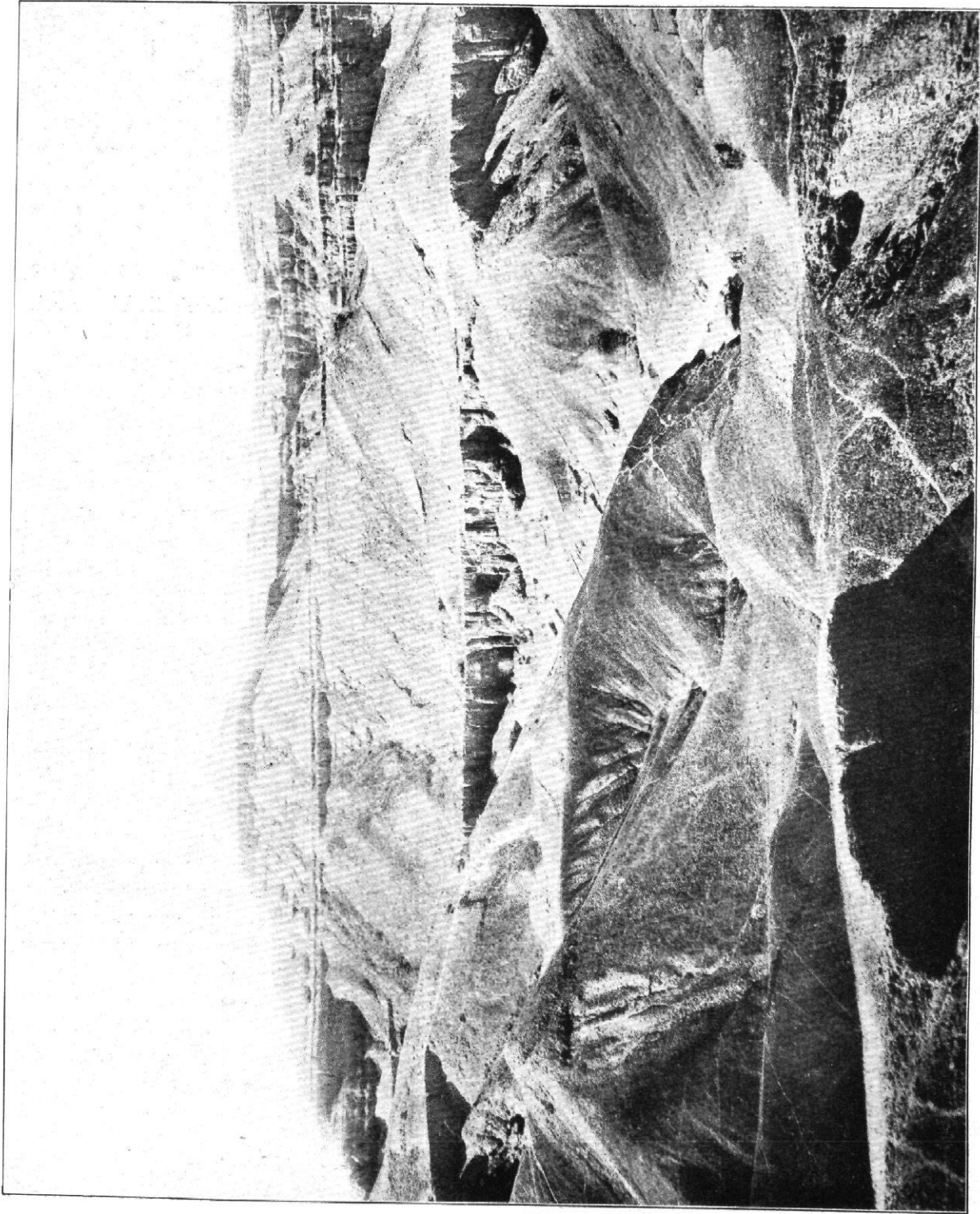


Abb. 12. Das Tal der Könige auf der Westseite von Theben

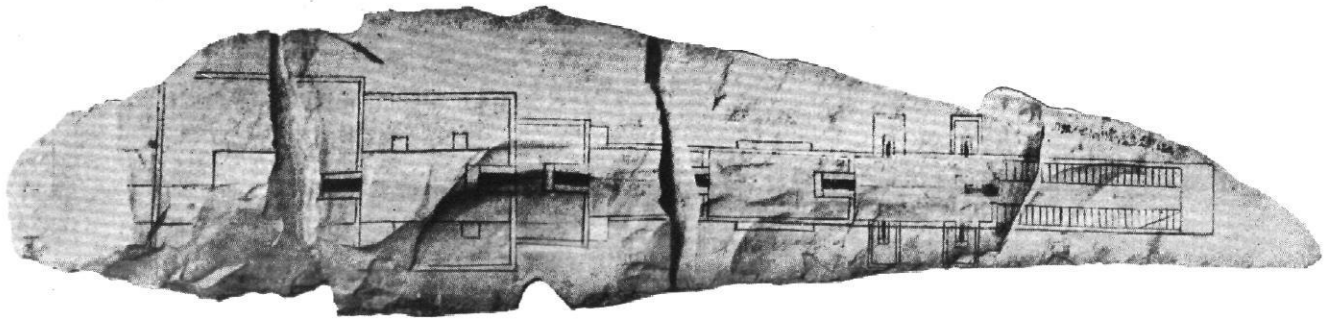


Abb. 13. Antiker Grundriß des Grabes Ramses des Neunten im Tal der Könige

und Bildern bedeckt, die die Fahrt des zum Gott gewordenen seligen Toten durch die Unterwelt und die furchtbaren Strafen der Verdammten schildern. Die Decken sind vielfach mit astronomischen Bildern geschmückt.

Ein glücklicher Zufall hat uns zwei antike Pläne von Königsgräbern der zwanzigsten Dynastie (1200—1090 v. Chr.) bewahrt, und es ist von hohem Interesse, die Zeichnungen mit den Aus-

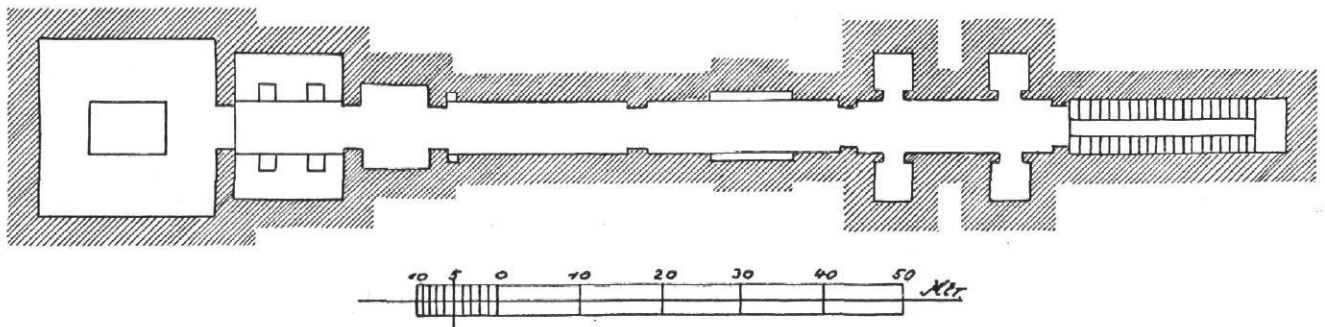


Abb. 14. Derselbe, unter Benutzung der eingetragenen Maße in unsere Zeichenweise übertragen

führungen zu vergleichen. Der eine der Pläne, der das Grab Ramses des Vierten (1167—1161 v. Chr.) darstellt, ist schon seit mehr denn fünfzig Jahren durch Lepsius bekannt; leider hat der in Turin befindliche Papyrus, der durch Beischriften in hieratischer Schrift — der für den Gebrauch des täglichen Lebens ausgebildeten Kursivform der Hieroglyphen — eingehend erläutert ist, arge Beschädigungen erfahren. Die andere Zeichnung hingegen, in der der Entdecker, Daressy, die

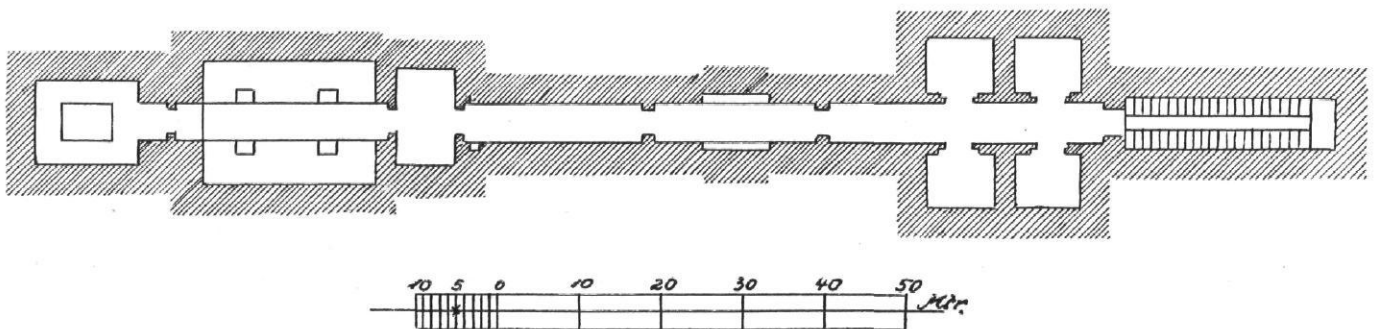


Abb. 15. Grundriß des Grabes Ramses des Neunten, nach G. Daressy

Felsengruft Ramses des Neunten (1142—1123 v. Chr.) wiedererkannt hat, ist vorzüglich erhalten. Der Plan, den Abb. 13 wiedergibt, ist im Tal der Könige gefunden, er befindet sich im Museum von Kairo und ist auf einem großen Splitter von 83,5 cm Länge und 14 cm Breite, man möchte fast sagen Balken weißen Kalksteins mit Tusche gezeichnet. Solche Steine mit Aufschriften und Bildern sind bei der Freilegung der Königsgräber zu vielen Hunderten zu Tage gefördert: wir haben in ihnen zumeist Arbeiten vor uns, mit denen sich die in dem öden Gräbertal als Bauleiter stationierten Architekten und Schreiber die Zeit vertrieben haben.

Wenn wir den altägyptischen Grabplan näher betrachten, so fällt uns besonders die merkwürdige Verquickung von Grundriß und Aufriß auf, in der die Wände und Pfeiler in der Aufsicht gezeichnet sind, während die Türen in Vorderansicht in den Plan hineinprojektiert sind. Die Wände des Grabes sind durch doppelte rote Striche bezeichnet, deren Zwischenraum weiß gemalt ist. Das ist offenbar konventionell, hier aber wenig am Platze, da es sich ja nicht um Mauern, sondern um Felswände handelt. Die Türen sind gelb gemalt, in der Farbe, die für alle Arten Holz herkömmlich war. Einige stark verblaßte Beischriften enthalten die Bezeichnungen der verschiedenen Räume sowie Maße, auf den ersten Raum z. B. bezieht sich die Notiz: „Der „Gotteskorridor“ der Sonne: 30 Ellen lang, 6 Ellen breit, 7 Ellen hoch“. Der Gang ist nach dem religiösen Text bezeichnet, der auf seinen Wänden zu stehen pflegt, der sogenannten „Sonnenlitanie“. Abb. 14 zeigt den Plan unter Benutzung der eingetragenen Maße in unsere Zeichenweise übertragen, während Abb. 15 den tatsächlich zur Ausführung gelangten Grundriß darstellt.

Mit Befremden müssen wir feststellen, daß die beiden Pläne nur in der Anordnung der Räume übereinstimmen, daß dagegen in den Größenverhältnissen beim Pfeilersaal, der Sargkammer und den vier kleinen Nebenkammern des ersten Korridors recht erhebliche Abweichungen herrschen. Dies zu erklären genügt die Annahme Daressys nicht, der in dem Plan nur das „aide-mémoire du contre-maître“ erblicken möchte. Gewiß ist die auf den ersten besten Steinsplitter hingeworfene Zeichnung nicht im Bureau des königlichen Oberbaumeisters entstanden, das schließt schon die Minderwertigkeit des Zeichenmaterials aus. Daß die einzelnen Räume nicht im richtigen Verhältnis gezeichnet sind, darf uns bei einem ägyptischen Plan nicht wundern, aber die Unstimmigkeiten zwischen den eingetragenen Maßen und den Abmessungen des Grabes selbst sind nur aus einer nachträglichen Änderung des Bauprojekts zu erklären. Die hinteren Räume, die die stärksten Abweichungen aufweisen, sind nie fertig geworden; als König Ramses der Neunte nach fast neunzehnjähriger Regierung im Jahre 1123 v. Chr. starb, hat man hier nur die umherliegenden Steinsplitter beseitigt und auf die Ausschmückung der Wände verzichtet.

Gewiß verdient die Leistung der ägyptischen Ingenieure bei jedem der mehr als sechzig Königsgräber, die uns auf der Westseite von Theben bekannt sind, höchste Anerkennung. Besonders aber versetzt uns eine Anlage in Erstaunen, die im Oktober 1916 entdeckt worden ist.

In einem abgelegenen Talkessel hinter dem Tal der Königinnen, dem Wadi Ssikkät et-taqa es-Seide, fand der Engländer Carter 70 Meter über der Talsohle, etwa in halber Höhe des Bergabhangs, dessen Klippen fast senkrecht emporstreben, das unvollendete Felsgrab, dessen Plan und Schnitte Abb. 16 wiedergibt, während der Schnitt auf Abb. 17 die Lage an der Felswand veranschaulicht. Der prächtige monolithische Sarkophag aus gelbem kristallinischen Sandstein stand mitten in der Haupthalle (E), dort ist er bis zu der nie erfolgten Fertigstellung der Grabkammern (G) abgesetzt worden. Die Inschriften des Sarges verraten uns, daß das Felsgrab für die große Königin Hatschepsut (um 1500 v. Chr.) zu einer Zeit angelegt ist, als sie nur den bescheidenen Titel einer „großen königlichen Gemahlin“ führte. Als sie dann nach Verdrängung ihrer beiden Brüder und Mitregenten, die zugleich nacheinander ihre Gatten waren, allein und mit der vollen Titulatur der Pharaonen die Herrschaft angetreten hatte, konnte ihr eine Gruft in dem entlegenen Bezirk, der dem königlichen Harim reserviert war, nicht mehr genügen. Das Felsengrab, in dem Hatschepsut nach zwanzigjähriger wechselvoller Regierung zur letzten Ruhe bestattet ist, liegt im Tal der Könige, dort ist sie im Jahre 1903 aufgedeckt worden. Es kann sich als Ingenieurleistung mit dem unvoll-

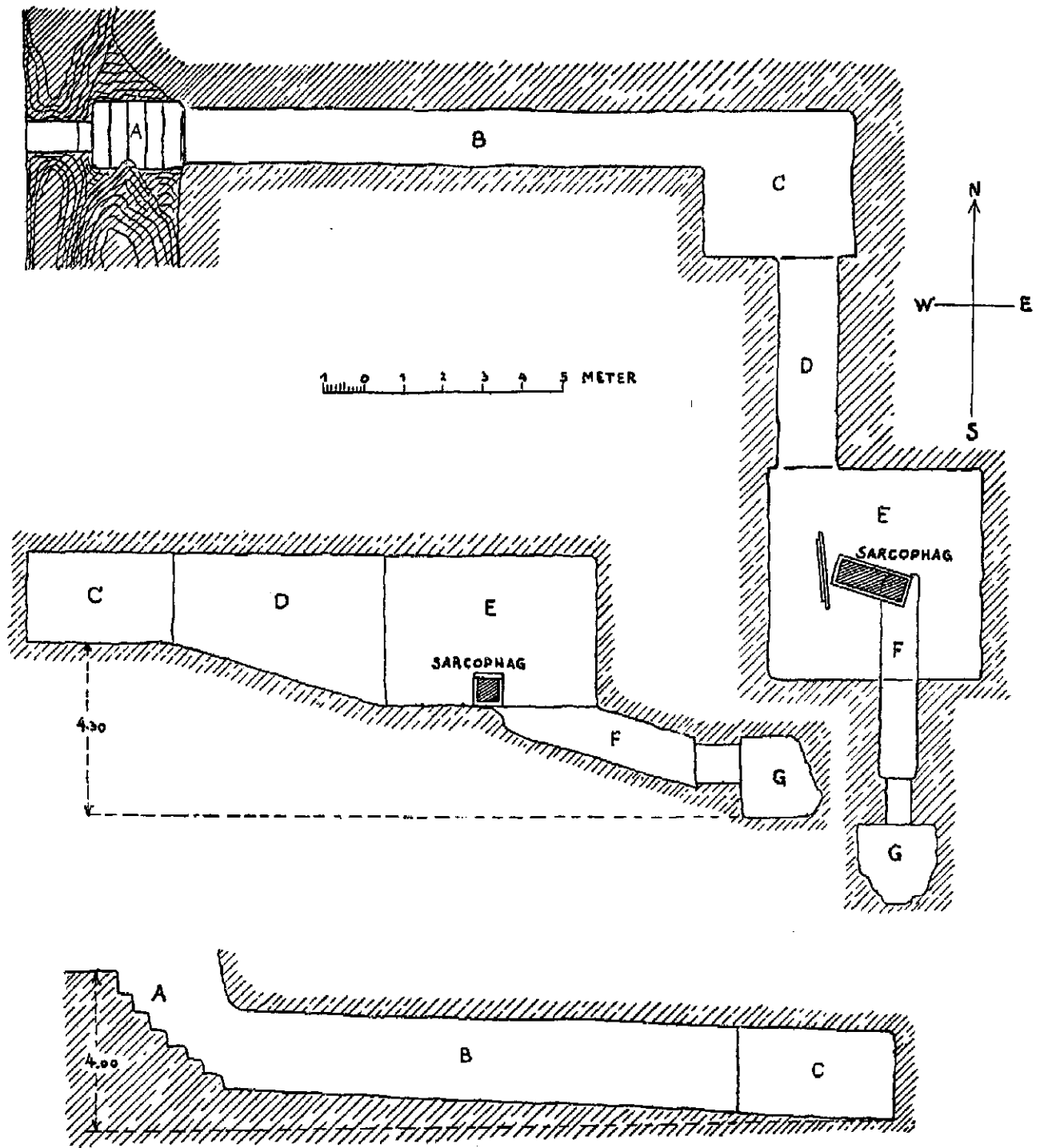


Abb. 16. Das unvollendete Grab der Königin Hatschepsut im Wadi Sikkat et-taqa es-Seide
Schnitte und Grundriß nach H. Carter

endeten Grab im Wadi Sikkät et-taqa es-Seide nicht messen. Ob der Sarkophag bei diesem von der Hochfläche hinabgelassen oder vom Tal aus emporgeschafft ist, konnte Carter nicht mit Sicherheit feststellen. Angesichts derartiger Leistungen verstehen wir die Begeisterung späterer Besucher

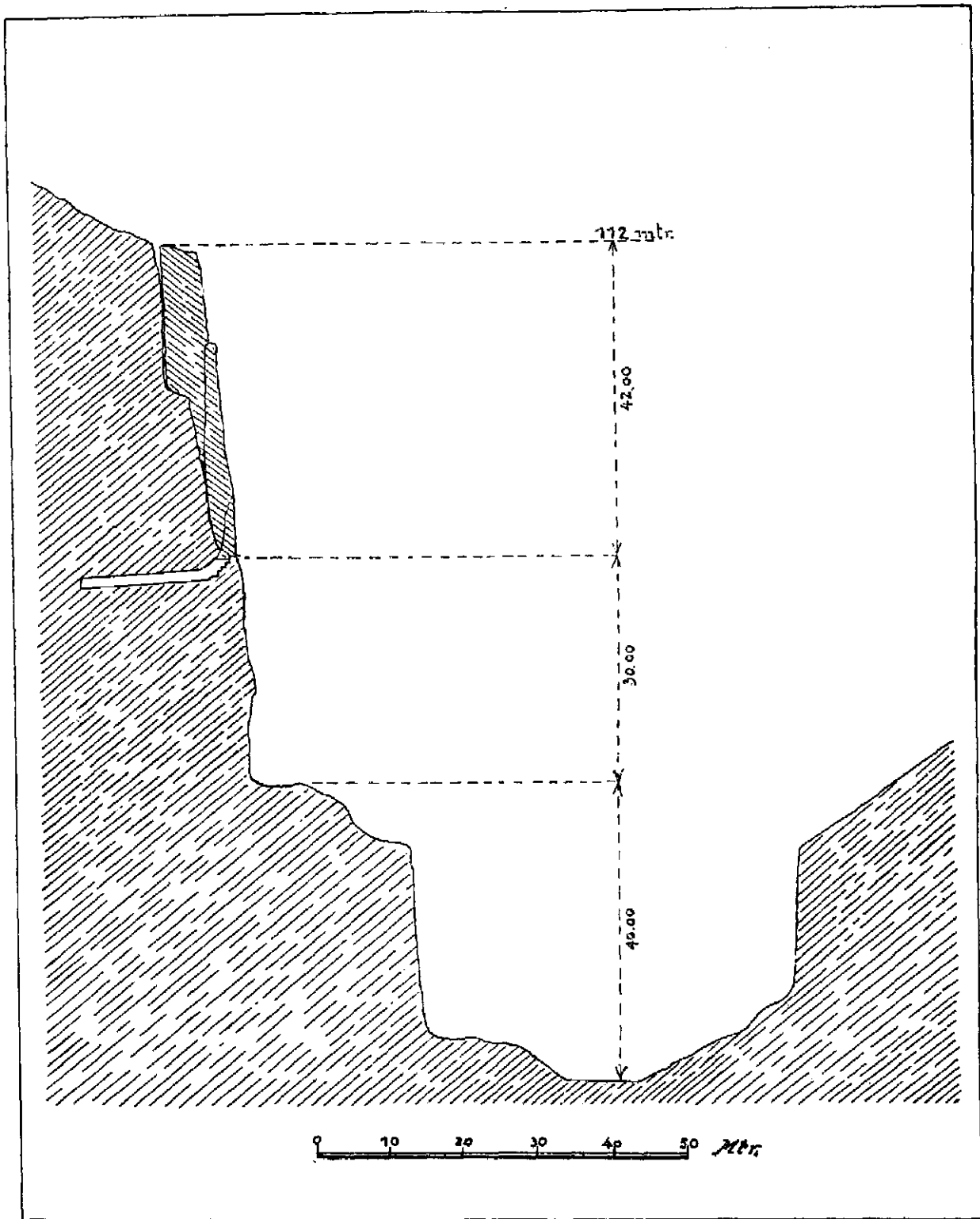


Abb. 17. Lage des Grabes der Hatschepsut in der Felswand
Schnitt nach H. Carter

dieser Königsgräber gar wohl, deren einer, ein Grieche, der etwa im zweiten Jahrtausend nach Chr. gelebt haben wird, seinem Erstaunen durch eine Inschrift unbeholfenen Ausdruck verliehen hat, die er nach übler Touristensitte im Grabe Ramses des Neunten auf eine Wand gekritzelt. Dort steht zu lesen: „An Alle, Wer dies nicht gesehen hat, der hat überhaupt nichts gesehen. Glückliche die, welche dies sahen!“

Literaturnachweise

Über die Königsgräber der ältesten Zeit unterrichtet Petrie, *Royal Tombs of the earliest Dynasties*. 2 Bände, London 1900 u. 1901, ferner Borchardt, *Das Grab des Menes* (Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde, Band 31 (1898) S 87 ff.)

Über die frühzeitlichen Mastabas ferner: Garstang, *Tombs of the third egyptian dynasty* Westminster 1904, Garstang und Sethe, *Mahasna and Bêt Khallâf*, London 1902, Mariette, *Les mastabas de l'ancien empire*. Paris 1882.

Die wichtigsten Werke über die Pyramiden des alten Reiches sind: Perring u. Vyse *Operations carried on at the Pyramids of Gizeh in 1837*. 3 Bände und ein Atlas. London 1840–1842. Borchardt und Sethe, *Zur Geschichte der Pyramiden* (Zeitsch. f. Äg. Spr. u. Altertumskunde, Band 30 S 83 ff. U. Hölscher, *Das Grabdenkmal des Königs Chephren* (mit Beiträgen von L. Borchardt und G. Steindorff), Leipzig 1912. Borchardt, *Das Grabdenkmal des Königs Sahurè*, Leipzig 1910. Borchardt, *Das Grabdenkmal des Königs Nefer-ir-ke-rè*, Leipzig 1909. Borchardt, *Das Grabdenkmal des Königs Ne-useru-rè*, Leipzig 1907. Borchardt, *Der Totentempel der Pyramiden* (Zeitschrift für Geschichte der Architekten, Jahrg. III (1910) S 65 ff., endlich das populäre Schriftchen: Borchardt, *Die Pyramiden. Ihre Entstehung und Entwicklung*, Berlin 1911.

Pyramiden des mittleren Reichs sind beschrieben bei Morgan, *Fouilles à Dahchour*, mars-juin 1894. Wien 1895.

Über die Königsgräber des neuen Reichs kommen folgende Werke in Betracht: Th. M. Davis' excavations: *The tomb of Hatshepsût* (London 1906). *The tomb of Thoutmosis IV* (Westminster 1904). *The tomb of Queen Tiyi* (London 1910). *The tombs of Harmhabi and Touatânkhmanou* (London 1912). *The tomb of Siptah* (London 1908). *Das Grab der Hatshepsut im Wadi Ssikkat et-taqa es-Seide* ist veröffentlicht im *Journal of egyptian Archaeology IV* (1917) S 107 ff. (H. Carter, *A tomb prepared for Queen Hatshepsut and other recent discoveries at Thebes*).

Die antiken Grundrißzeichnungen: R. Lepsius, *Grundplan des Grabes Ramses IV. in einem Turiner Papyrus* (Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1867). G. Darcassy, *Un plan égyptien d'une tombe royale* (Revue archéologique, troisième série, tome XXXII, Paris 1898) S 235 ff. H. Carter and A. Gardiner, *The tomb of Ramesses IV and the Turin plan of a royal tomb*. (*Journal of egyptian Archaeology IV*, 1917) S 130 ff.

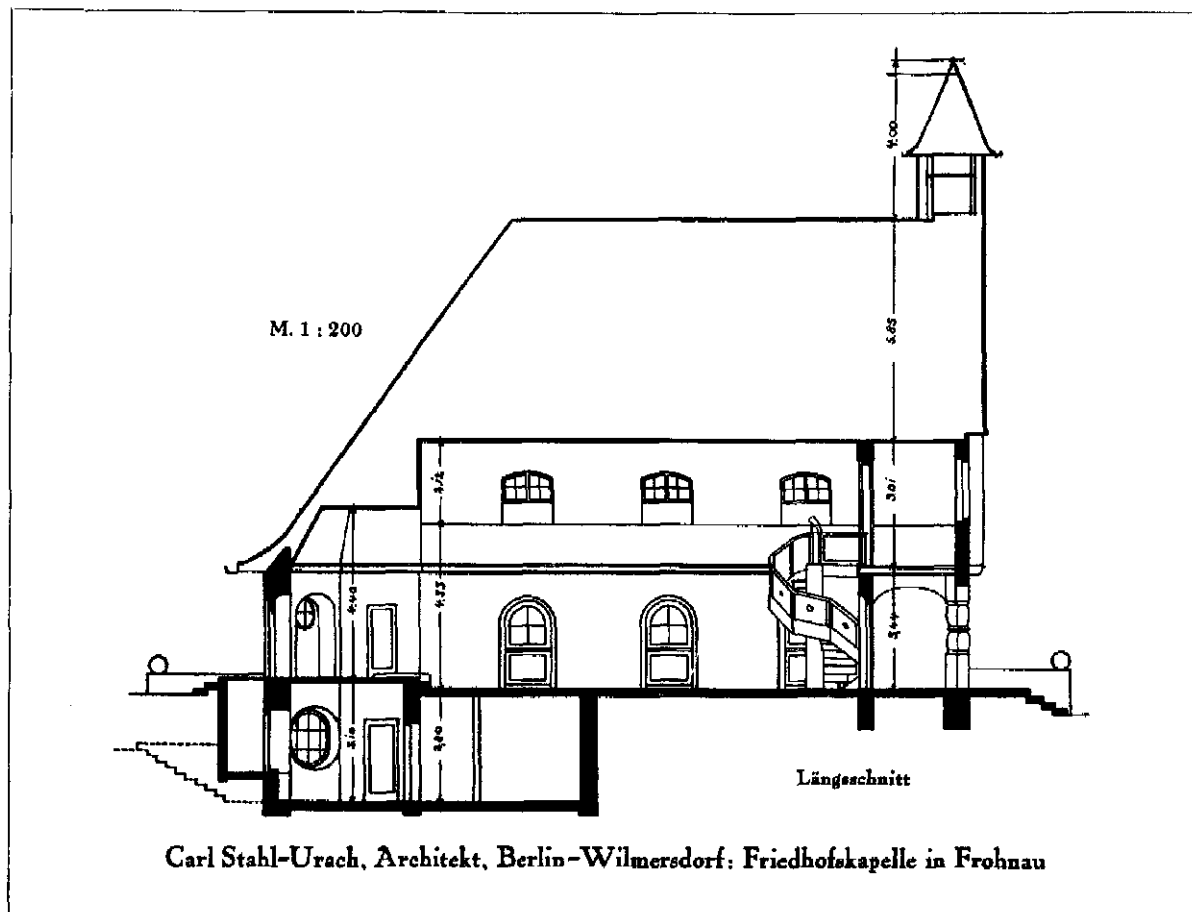
Die am Schluß des Aufsatzes mitgeteilte Besucherinschrift ist abgedruckt im *Corpus Inscriptionum Graecarum III Appendix No. 4821^c* (Seite 1214).

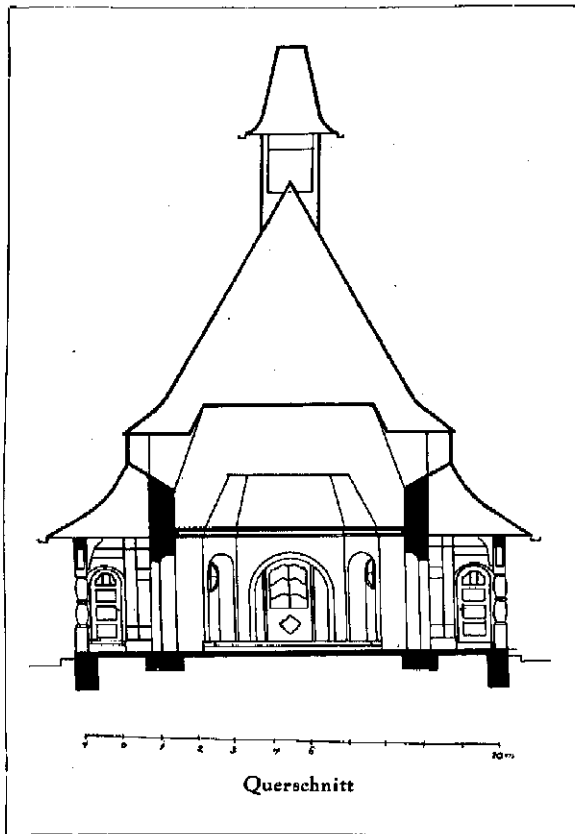
Carl Stahl-Urach: Friedhofskapelle in Frohnau.

Vor einigen Jahren hat Stahl-Urach für den Friedhof der Gartenstadt Frohnau, als deren Architekt er wirkte, eine Kapelle errichtet, die von den üblichen Bauten dieser Bestimmung stark abweicht. Frohnau, das in weiten Kiefernwäldern im Norden von Berlin liegt, ist eine reine Landhaussiedlung, und der Architekt hat die Form der Kapelle aus diesem Charakter abgeleitet.

Negativ ausgedrückt: er hat alle konventionellen Formen abgelehnt, die gedankenlos von den städtischen Kirchenbauten auf solche Kapellen übertragen worden sind, die neu-romanische und die neu-gotische, wie sie die polytechnische Architektur des 19. Jahrhunderts gebracht hat. Schon die Vorbilder sind meist unempfunden, trocken und kleinlich. Ihre mechanische Reduzierung macht das Baukastenhafte, das ihnen anhaftet, noch auffälliger.

Es liegt so nahe, für die ländliche Siedlung auf die Formen der ländlichen Kirche zurückzugreifen. Aber es ist doch bisher kaum geschehen, und es ist ein Verdienst des Künstlers, mit diesem Bau, der Frohnau schmückt, einen Weg für Viele gezeigt zu haben. Es handelt sich nicht um eine Nachahmung alter Dorfkirchen, die ja ebensowenig wie städtische in eine Landhauskolonie passen würden, überhaupt nicht um eine Anwendung alter Formen. Es wird eben nur die Form wie in





den schlichtesten Dorfkirchen aus denselben Materialien entwickelt, die für die anderen Häuser dienen. Dadurch wird ein Zusammenhang der Kapelle mit dem Ganzen geschaffen und ohne Künstelei und sentimentale Absichtlichkeit der ländliche Charakter gesichert.

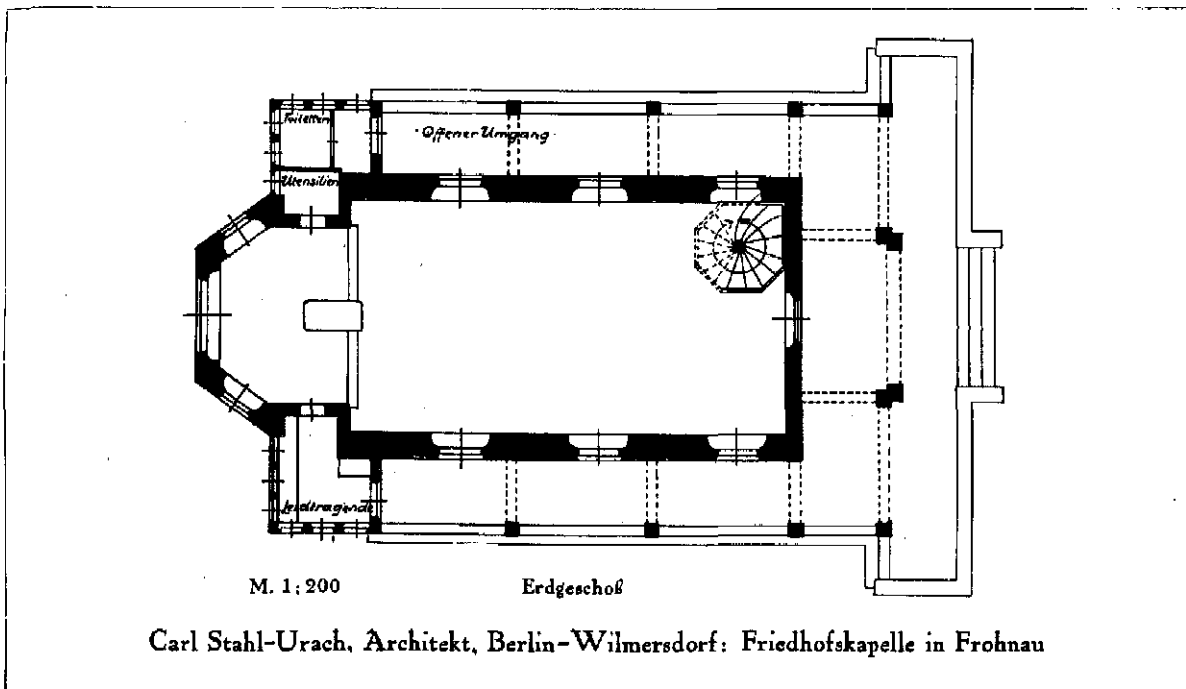
Der entscheidende Zug ist die reichliche Verwendung von Holz. Der Bau ist in Fachwerke ausgeführt; Holzsäulen tragen das vorspringende Dach und schaffen eine wünschenswerte umlaufende Halle, der Giebel ist mit Brettern verschalt und trägt, erkerartig vorgesetzt, das hölzerne Türmchen. Im Innern sind Galerie und Treppe aus Holz eingebaut.

Der Architekt zeigt auch in diesen einfachen Dingen das feine Gefühl für Holz, das wir in seinen reichen Schöpfungen bewundern. Ein Zeichner hätte z. B. diese Säulenform nicht gefunden.

Die Gestaltung des Innern ist reich farbig. An den Dorfkirchen ist ja die Weißtünchepidemie, die seit einem Jahrhundert Europa verhäßlicht hat, zum Glück vorübergegangen. Hier lebt die ursprüngliche Farbenfreude des Volkes noch, die heute siegreich geworden ist. Solche Neuschöpfungen können sie weitertragen.

So gibt der kleine Bau mancherlei Anregungen. In jeder Landschaft kann sich eine so zurückgreifende Art anders entwickeln und Besonderheiten wieder zur Geltung bringen.

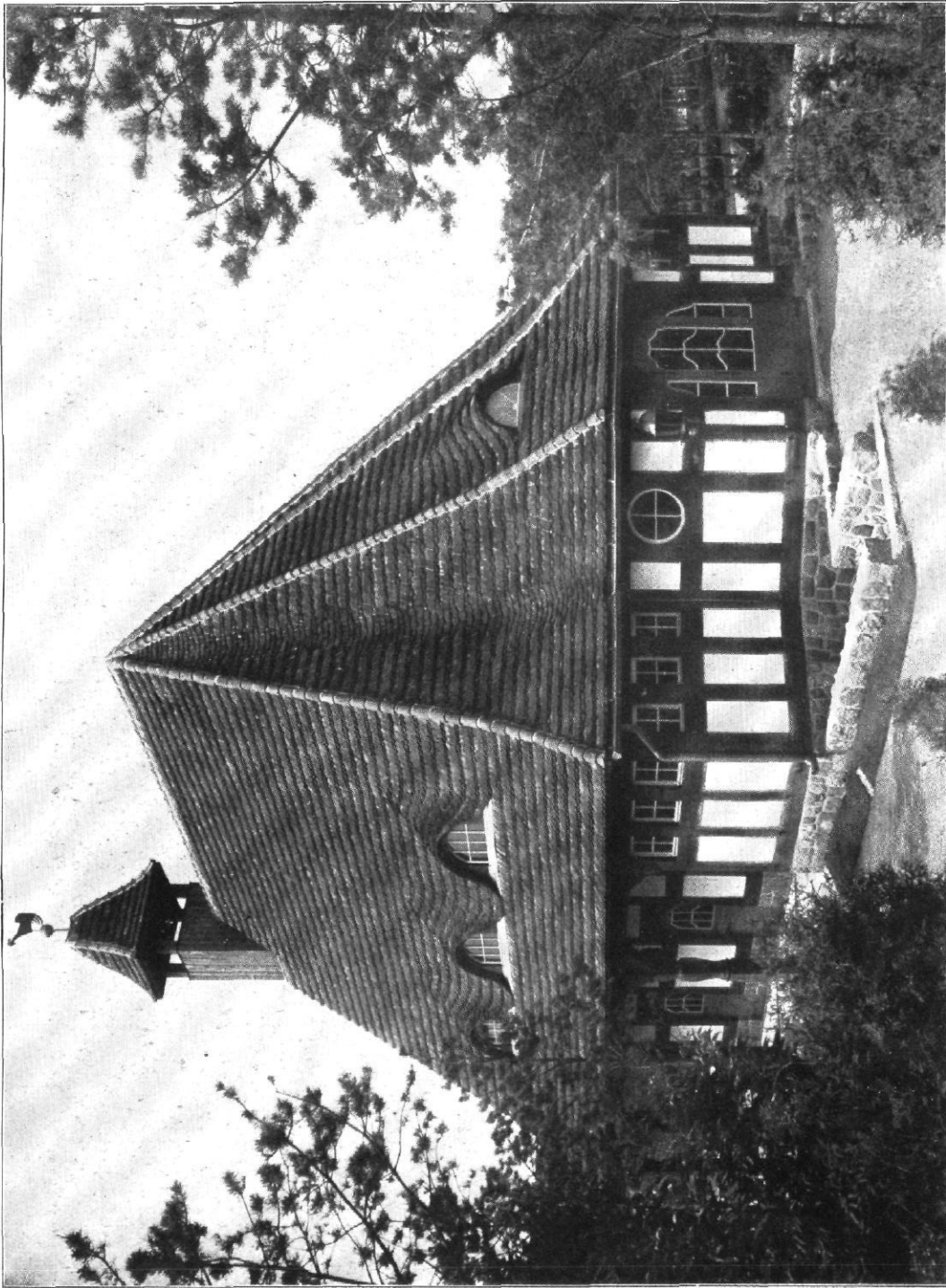
Fritz Stahl.



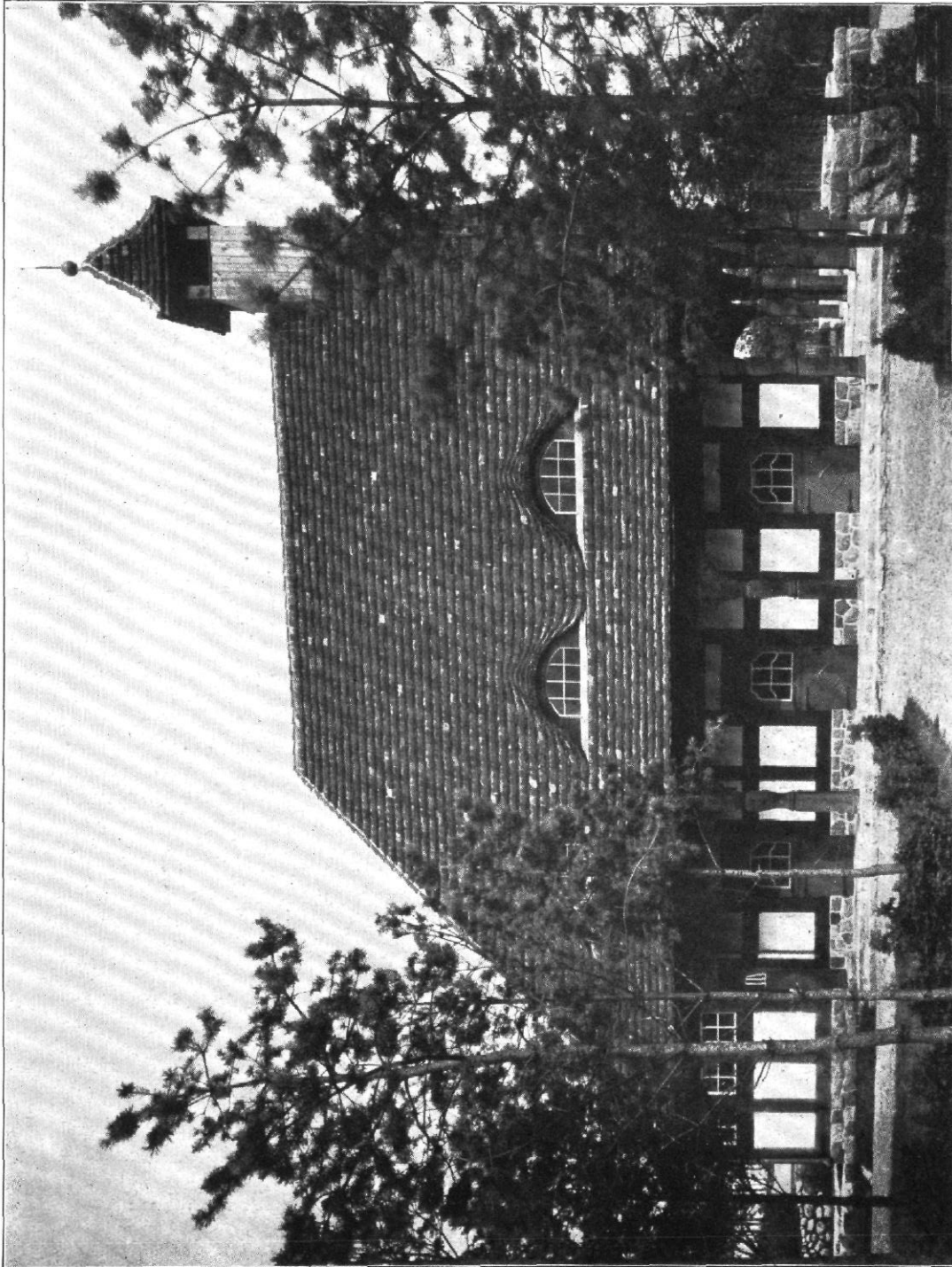
Carl Stahl-Urach, Architekt, Berlin-Wilmersdorf: Friedhofskapelle in Frohnau



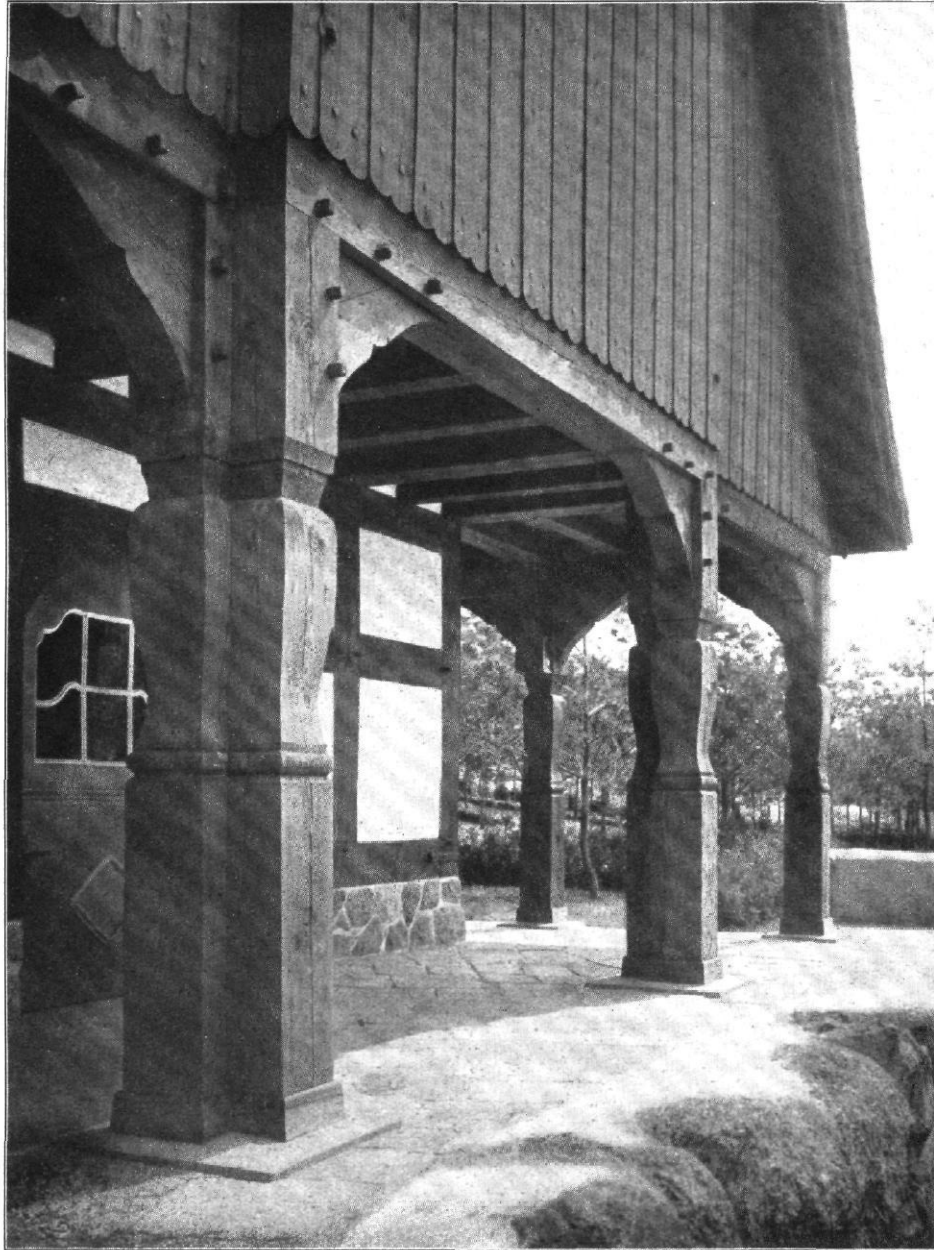
Carl Stahl-Urach, Architekt, Berlin-Wilmersdorf: Friedhofskapelle in Frohnau
Westansicht



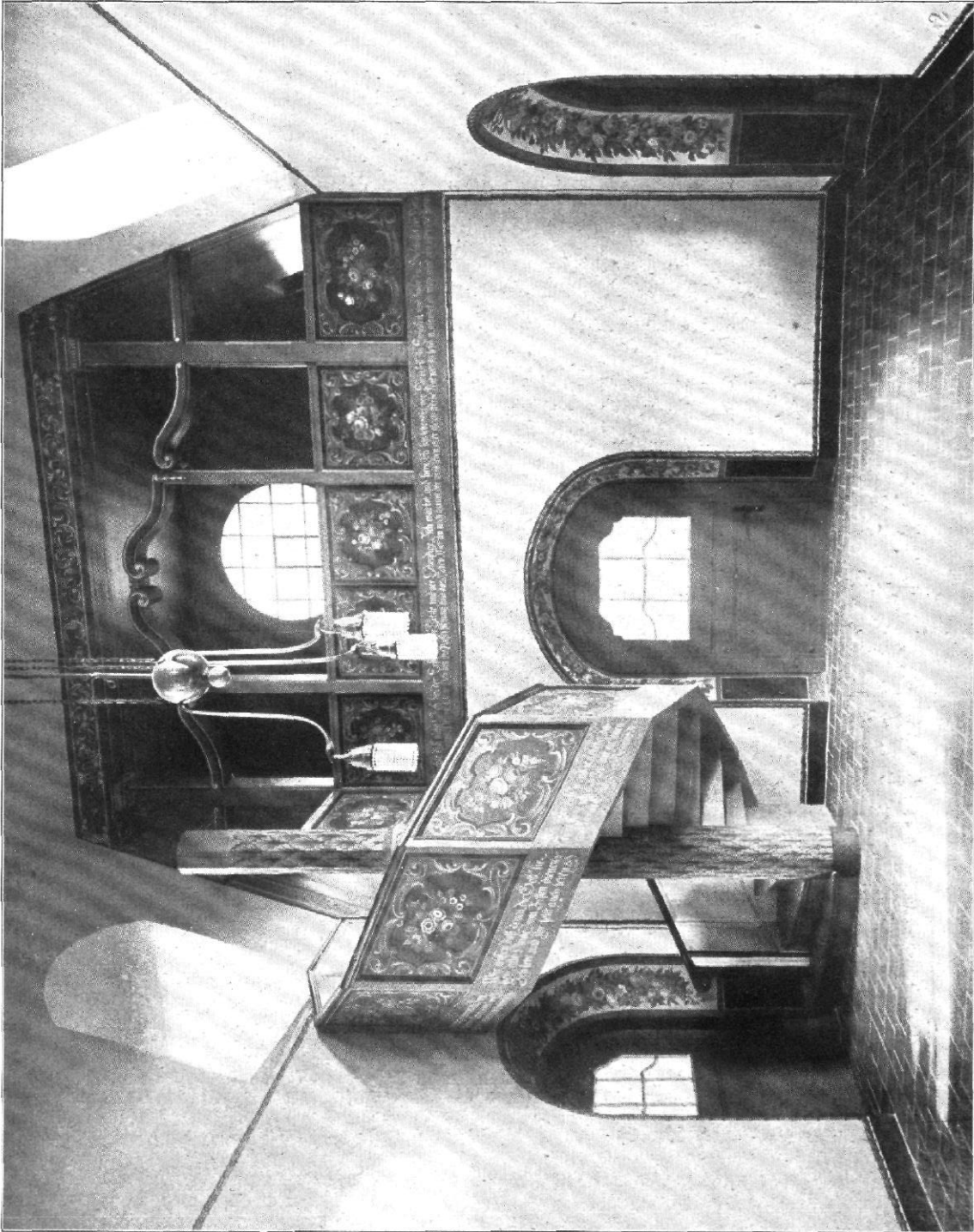
Carl Stahl-Urach, Architekt, Berlin - Wilmersdorf: Friedhofskapelle in Frohman
Südostansicht



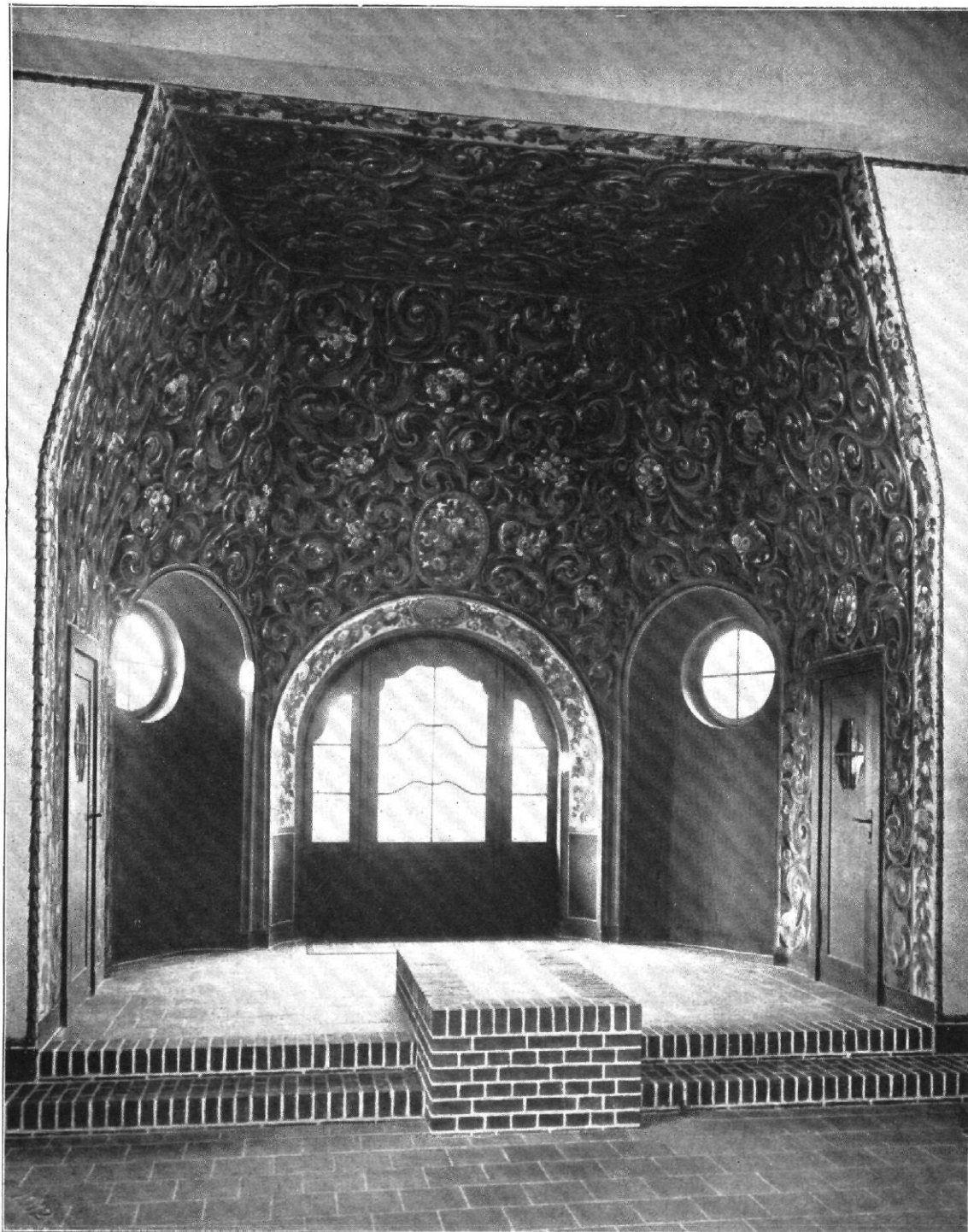
Carl Stahl-Urach, Architekt, Berlin-Wilmersdorf: Friedhofshalle in Frohnau
Nordansicht



Carl Stahl-Urach, Architekt, Berlin-Wilmersdorf: Friedhofshalle in Frohnau
Einzelheit des Einganges



Carl Stahl-Urach, Architekt, Berlin-Wilmersdorf: Friedhofskapelle in Frohnau
Innenansicht nach Westen



Carl Stahl-Urach, Architekt, Berlin-Wilmersdorf: Friedhofskapelle in Frohnau
Innenansicht nach Osten

Rumänische Bauernhäuser aus Holz und Lehm.

Von Ernst May, Breslau, Leiter der Bauabteilung der Schlesischen Land-Gesellschaft, Breslau.

Zu allem Ersatz, den uns die Not des Krieges brachte, traten zuletzt auch die Ersatzbauweisen. Die Knappheit an Kohlen und infolgedessen auch an Eisen, Zement und Kalk nötigten zum Aufsuchen von Wegen, die die Erstellung von Bauten unter Ausschaltung dieser Materialien ermöglichen.

Berufene und Unberufene entdeckten eine neue Bauart nach der anderen, sodaß die Systeme heute schon nach Hunderten zählen. Nur wenige unter ihnen haben indessen praktischen Wert, und sie stellen meist keine Neuerungen dar, sondern Wiederbelebungen alter Bauweisen. Zu ihnen zählt auch der Lehmbau. So verkehrt es wäre, ohne zwingenden Grund die bewährte Ziegelbauweise aufzugeben und gewissermaßen leichtsinnig durch Wiederaufnahme der Lehmbausysteme in der Kultur zurückzuschreiten, so sehr sind doch die Lehmbauweisen, besonders in ihren heutigen Vervollkommnungen, geeignet, da Ersatz zu schaffen, wo es an Ziegeln fehlt.

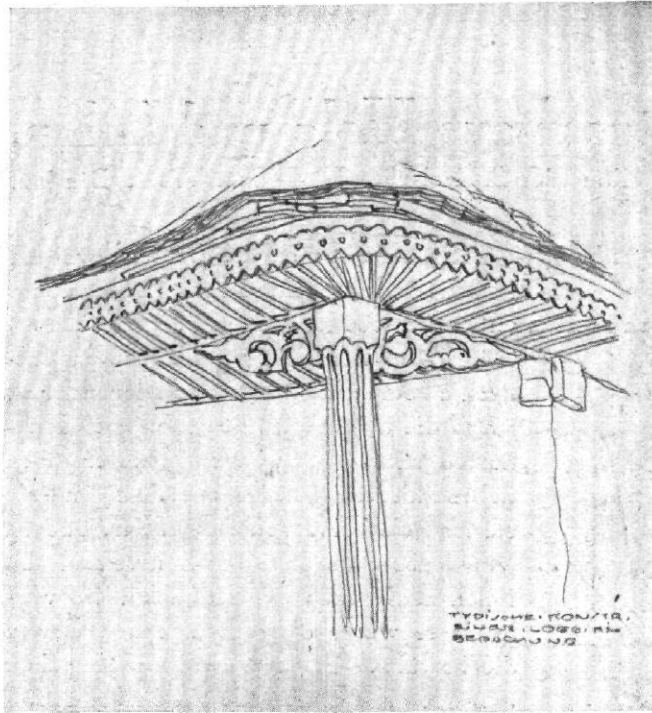
Die folgenden Ausführungen zu den beigegebenen Skizzen sollen eine Variante der Lehmbauweise näher erläutern, die in Rumänien von alters her üblich und daher dort zu hoher Blüte entwickelt wurde.

Die obere Abbildung S. 115 zeigt die primitivste Behausung, die *bardei*, in denen noch heute große Teile der rumänischen Bauernbevölkerung leben. Man kann diese Erdwohnungen am besten mit Unterständen vergleichen. Eine rechteckige Grube wird ausgehoben, Ständer aus Akazienholz — dem rumänischen Holze — gestellt, durch Pfetten verbunden und darauf ein flaches schweres Gespärre



Loggienausbau an einem Bauernhause in Straoni

aufgelegt, mit Maisstroh überdeckt und mit Erde, etwa 1 m hoch, aufgeschüttet. Die Zwischenräume zwischen den Ströben werden mit Lehm auf Knüppelholz oder Zweigverstrebungen ausgestakt. Winzige Fenster in Erdhöhe geben den Kammern spärliches Licht. Sie sind nach dem Hofe zu mit Holzgittern umbaut zum Schutze gegen Beschmutzung durch das im Hofe herumlaufende Vieh. Trotz ihrer Ursprünglichkeit ist diese Bauweise für rumänische Verhältnisse äußerst günstig. Die kühle Erde, insbesondere auch die dicke Erdaufschüttung des Daches, schützen in gleicher Weise gegen die glühende Sommerhitze wie gegen die eisige Winterkälte. Der Hauptnachteil dieser Bauart liegt in den durch die Dachschwere bedingten erheblichen Holz-



Typische Konstruktion einer Loggien-Bedachung

stärken des Gespärres. Da die großen Ebenen der Wallachei und der Dobrudscha sehr holzarm sind, wird hierdurch eine starke Verteuerung dieser Bauweise bedingt. So erklärt sich das langsame Verschwinden der bardei, die mehr und mehr dem über der Erde errichteten Lehmhause, in größeren Ortschaften dem Ziegelbau, weichen. Dieses Übergangsstadium findet seinen Ausdruck in einem wüsten baulichen Chaos, das besonders die größeren Ortschaften des Landes entstellt. Mehrstöckige Steinbauten und friedliche Erdhütten stehen oft unmittelbar nebeneinander. Wie einst unter der Türkenherrschaft die Phanariotenfürsten das Volk ausgesogen hatten, so erprelten nachher die Bojaren mühelos ungeheure Geldmengen aus dem anspruchslosen arbeitsamen Volke. Um ihren Reichtum nach außen zu dokumentieren, errichteten sie protzige, undisziplinierte Paläste, die den Fremdling ahnen lassen, wie es in den Köpfen ihrer Bewohner

ausschaut. In Caracal wurde ein anmaßendes Justizgebäude errichtet (vergl. die auf dem Marsche aufgenommene flüchtige Skizze S. 115 unten). Hundert Meter daneben wohnen die Menschen in elenden Erdhütten.

Vom ästhetischen Standpunkte aus stellen die bardei eine geradezu vollendete Bauweise dar, da sie sich dem Gelände anschmiegen, als seien sie gewachsen. Aber auch die über der Erde errichteten Lehmhäuser stehen harmonisch in der Landschaft; da sie aus dem Material des angrenzenden Erdbodens errichtet sind, ist dies nicht weiter verwunderlich, um so weniger, als auch die Bedachung fast ausschließlich aus Stroh, Kukuruzstroh, Schindeln oder Baumrinde gefertigt ist. Erst neuerdings hat die westliche „Kultur“ das Blech als Bedachungsmaterial in das Land eingeführt, sodaß besonders in der Nähe der Eisenbahnstrecken die Dörfer langsam ihren ursprünglichen rassigen Charakter verlieren.

Die Bauweise des rumänischen Bauernhauses ist eine sehr einfache. Dünne Akazienstämme oder Knüppelholzstangen werden in Abständen von ca. 1 m in die Erde gesteckt, die Zwischenräume mit Weiden ausgeflochten oder mit Spaltholz verstrebt. Auf diesen Unterbau wird dann Lehm, der des besseren Zusammenhaltens wegen mit Kuhmist und Häcksel versetzt ist, aufgebracht. Türen und Fenster werden in Zargen versetzt. Häufig, besonders in Flußtälern, wird zunächst ein 50 cm hoher Feldsteinsockel errichtet, auf den dann der Balkenrahmen aufgelegt wird, in den die Ständer eingezapft werden. Die Streben werden bei dieser Bauweise meist vollständig mit Lehm umhüllt, sodaß das fertige Bauwerk in nichts das innere Holzgerippe verrät. Die Wände werden nur 20 cm stark ausgeführt und an der Innen- und Außenseite mit Lehmglattstrich versehen und gekalkt. Es ist bezeichnend, daß ein Volk, das seit Jahrhunderten die Lehmbauweise betreibt, noch heute von der Verwendung eines Mörtels absieht. Es gibt eben kein Material, das sich organisch mit der Lehmoberfläche verbindet. Alle heut angewandten Putzsysteme auf Lehm laufen auf eine mechanische Verbindung hinaus. Auch der jetzt so viel besprochene Drahtputz stellt nur eine mechanische Verbindung dar, und ein Abklopfen der

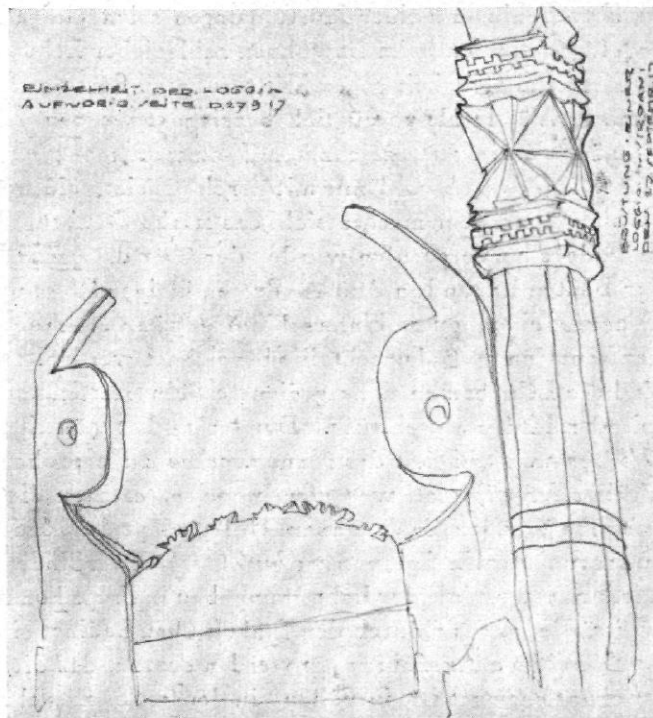
Wände von Drahtputzbauten beweist, daß erhebliche Teile der Putzflächen hohl liegen. Da das rumänische Lehm-mauerwerk auch ohne einen schützenden Putz Witterungseinflüssen von einer Stärke widersteht, wie sie bei uns kaum zur Geltung kommen, so dürfte es das Richtigste sein, wenn auch wir bei der Wiederbelebung der Lehm-bauweise uns mit einfachem Kalkmilch-aufstrich zufrieden geben. Allerdings muß dieser Anstrich des öfteren erneuert werden. Im Frühjahr weißt jeder Rumäne sein Haus, und der Kalktopf mit dem Bürst-pinsel gehört zur Ausstattung auch des kleinsten Bauernhauses. Man hat heut unbegreifliche Angst vor dem derben Weiß solcher gekalkten Wände und zieht es vor, die Putztöne zu brechen. Soweit ländliche Bauten in Frage kommen, ist dies zu verwerfen, da gerade Bauten, die in freier Natur stehen, sich kräftig von der Umgebung abheben sollen. Ähnlich wie in Italien, so

zeichnen sich auch in Rumänien die Bauernhäuser auf weite Entfernungen hin als leuchtend weiße Punkte von der Natur ab und geben der Landschaft ein heiteres Gepräge.

Sind die Leimwände meist glatt gehalten (nicht immer, in einzelnen Distrikten stößt man auf reich verzierte Pilaster und Flachornamente), so spiegelt die Ausschmückung des beim Bau so reichlich verwandten Holzmaterials die ganze naive rassige Erfindungskraft des rumänischen Volkes wider. Ausgedehnte Dörfer zeigen eine schier unerschöpfliche Abwechslung in der Ausgestaltung von Balustraden, Loggiensäulen, Pfetten und Balkenköpfen. Besonders die hölzernen Säulen, die das über die Loggia vorgezogene Dach tragen, sind der Gegenstand mannigfaltigster Ausbildung. Vom einfachsten Akazienstamm, der durch Lehmauftrag zur naiven Säule geformt wurde (S. 116 unten u. S. 118 unten) bis zum reichst verzierten Kristall-Kapital (s. o.) finden wir hier jedes nur erdenkliche Motiv abgewandelt. Diese Säulen werden wie das übrige Holzwerk der Loggien, der sichtbaren Dachkonstruktion und der Fensterzargen entweder mit Ochsenblut oder aber mit Kalkmilch gefärbt. Auch die Pfetten unter dem Loggiendache werden auf das Reichste verziert. (Vergl. Seite 117 oben).

Das überstehende Dach, das für das rumänische Bauernhaus so charakteristisch ist, bedarf infolge der leichten Eindeckung nur eines eleganten Unterbaues. Während bei älteren Bauten die Untersicht des Sparrenwerkes oder der Balkenüberstände gezeigt wurde (vergl. Seite 114), werden diese Teile heute meist verkleidet. Die Deckleisten der Schalbretter werden hierbei ornamental verwertet. (Vergl. S. 111 und 112).

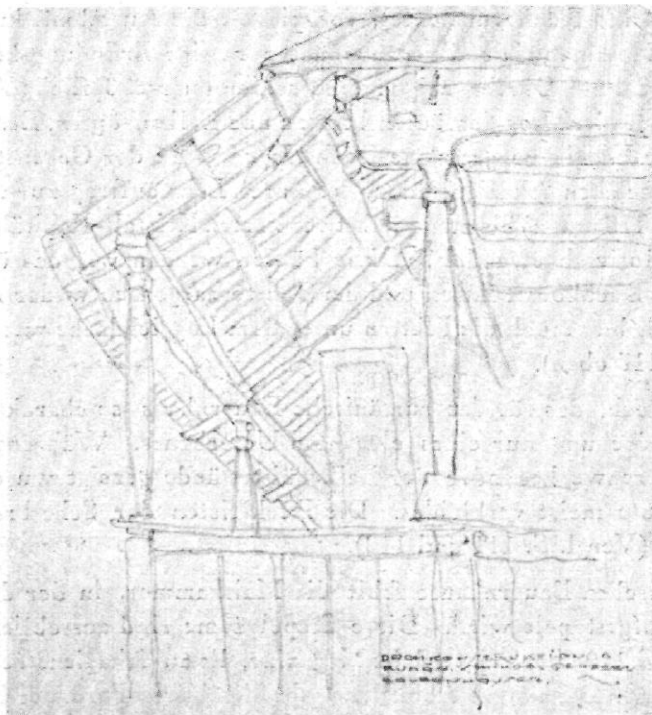
Bei keinem rumänischen Bauernhause fehlt die Maiskammer, in der der Mais, das Hauptvolksnahrungsmittel, aufgestapelt wird. Diese Stapelräume sind ausschließlich aus Holz hergestellt. Die Abbildung S. 119 oben zeigt solche Magazine, die aus Akazienstreben und ebensolchem Stangenholz gefertigt sind. Die untere Abbildung gibt die übliche Form der in der Wallachei verwandten Speicher aus Weidengeflecht wieder. Die Zwischenräume zwischen den Stangen bzw. den Weidenmaschen ermöglichen eine gute Durchlüftung der aufgestapelten Feldfrüchte.



Einzelheit der Loggia des Hauses in Stroani. S. 117

Zum Schlusse meiner Ausführungen seien einige Notizen über die praktischen Erfahrungen angefügt, die ich beim Bewohnen zahlreicher Lehmhaus-Quartiere machte. Was zunächst die Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse anbelangt, so können die Bauten trotz ihrer dünnen Wände als vorzüglich bezeichnet werden. Allerdings muß erwähnt werden, daß die Rumänen einen ausgezeichneten Zimmerofen aus Terrakottaplatten- und Röhren mit Lehmputz herstellen, der, obwohl nur mit Stroh geheizt, einen vollendeten Wärmespeicher bildet. Unangenehm bemerkbar machte sich das starke Stauben, das durch die Abnutzung des Lehmschlagfußbodens hervorgerufen wurde, der über das ganze Land verbreitet ist. Ein weiterer Nachteil der Bauten bestand in dem Auftreten kleiner Risse und Abblätterungen in den Wänden, die den Wanzen einen guten Unterschlupf gewähren. Auch die starke Feuergefährlichkeit der Dachkonstruktion muß als nachteilig bezeichnet werden. Für Stallungen, insbesondere Großviehställe, sind die Lehmbauten ohne geeignete Schutzmaßnahmen unverwertbar, da das Vieh die Wände mit den Hufen durchstößt. Der Krieg bot günstige Gelegenheit, die im übrigen sehr starke Widerstandsfähigkeit des Mauerwerkes zu erproben. Während Backsteinbauten durch einen Volltreffer oft glatt weggefeigt wurden, erlitten die Lehmstakungsbauten verhältnismäßig unerhebliche Schäden, da das innere Holzgerippe des Mauerwerks sich beim Trocknen mit dem Lehm zu einer festen Einheit von großer Zähigkeit verbindet. Für unsere heutigen Kleinwohnungsbauten wird in erster Linie der Lehmstampfbau in Frage kommen, bei dem ja mancher der oben erwähnten Mißstände, die nur durch den Stakungsbau bedingt sind, wegfallen.

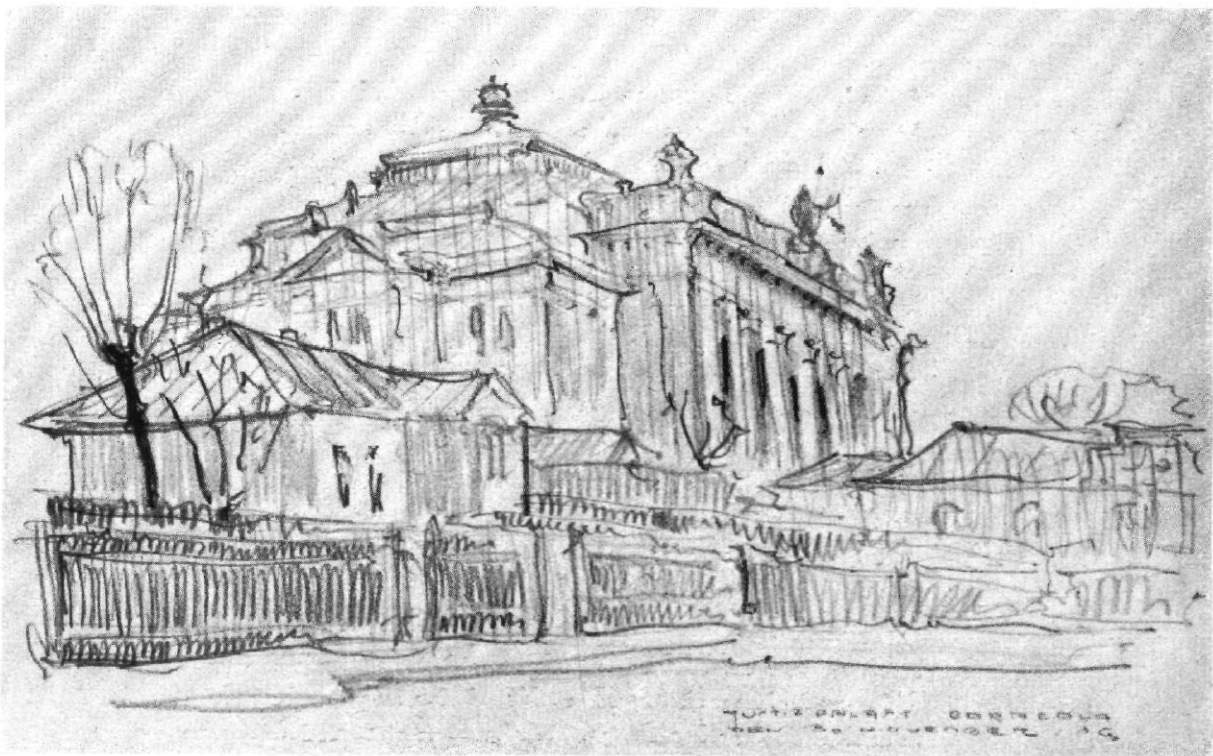
Die obigen Ausführungen werden dartun, daß die Lehmbauweise bei sachgemäßer Behandlung durchaus geeignet ist, in Fällen, in denen der Ziegel nicht zu beschaffen ist, einen brauchbaren praktisch einwandfreien und künstlerisch wirkungsvollen Ersatzbaustoff abzugeben.



Dachkonstruktion der schindelgedeckten Bauernhäuser



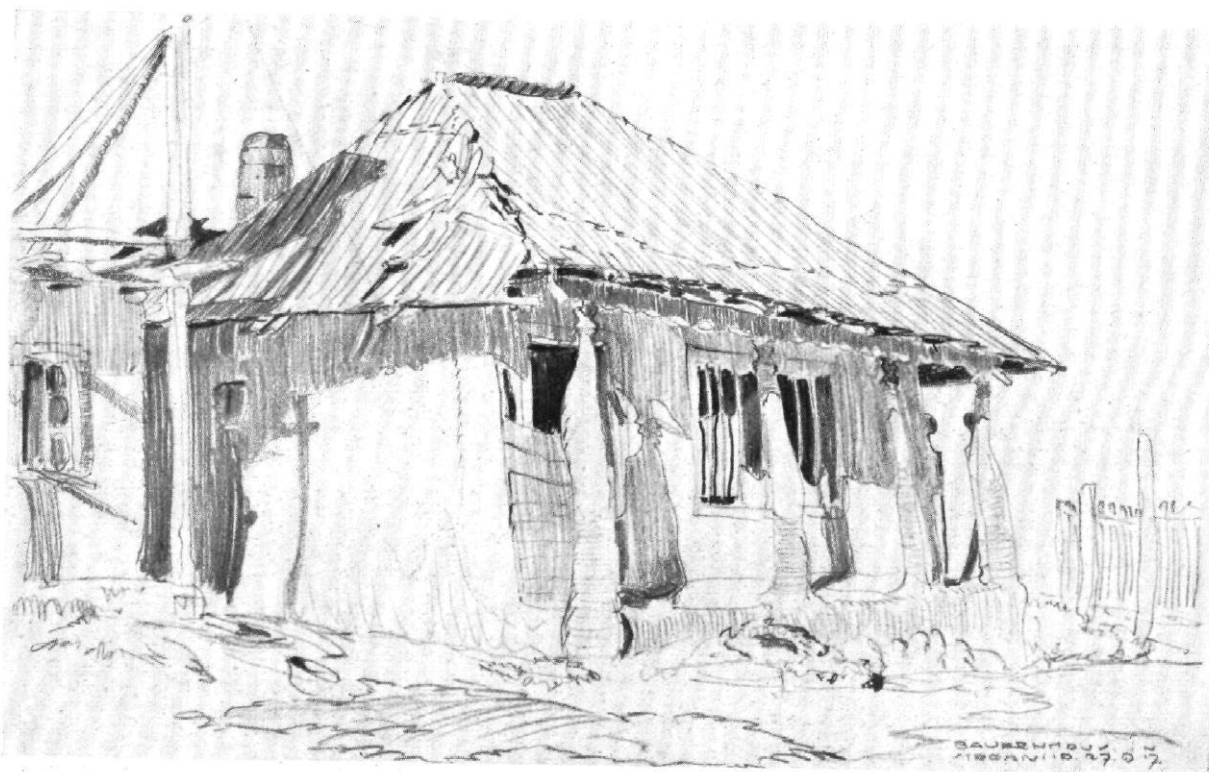
Erdhütte in Caracal



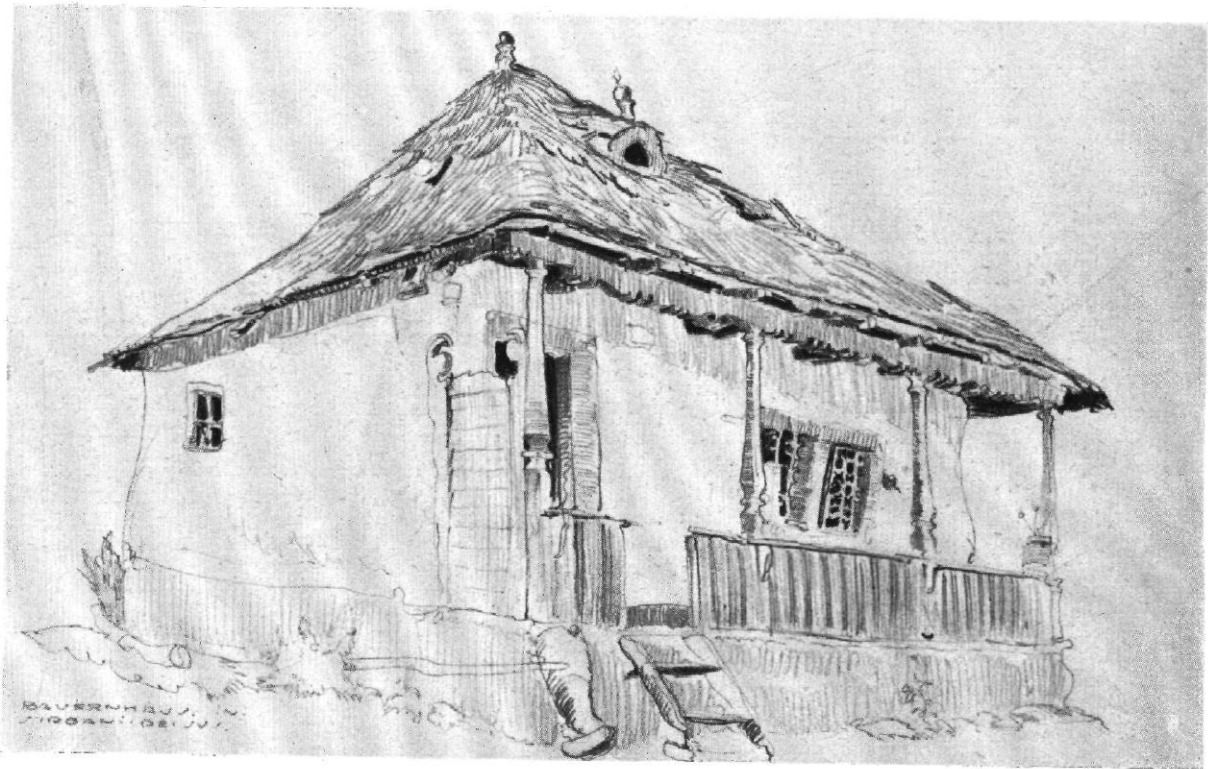
Justizpalast in Caracal



Haus in Rosiori de Vede



Bauernhaus in Stroani



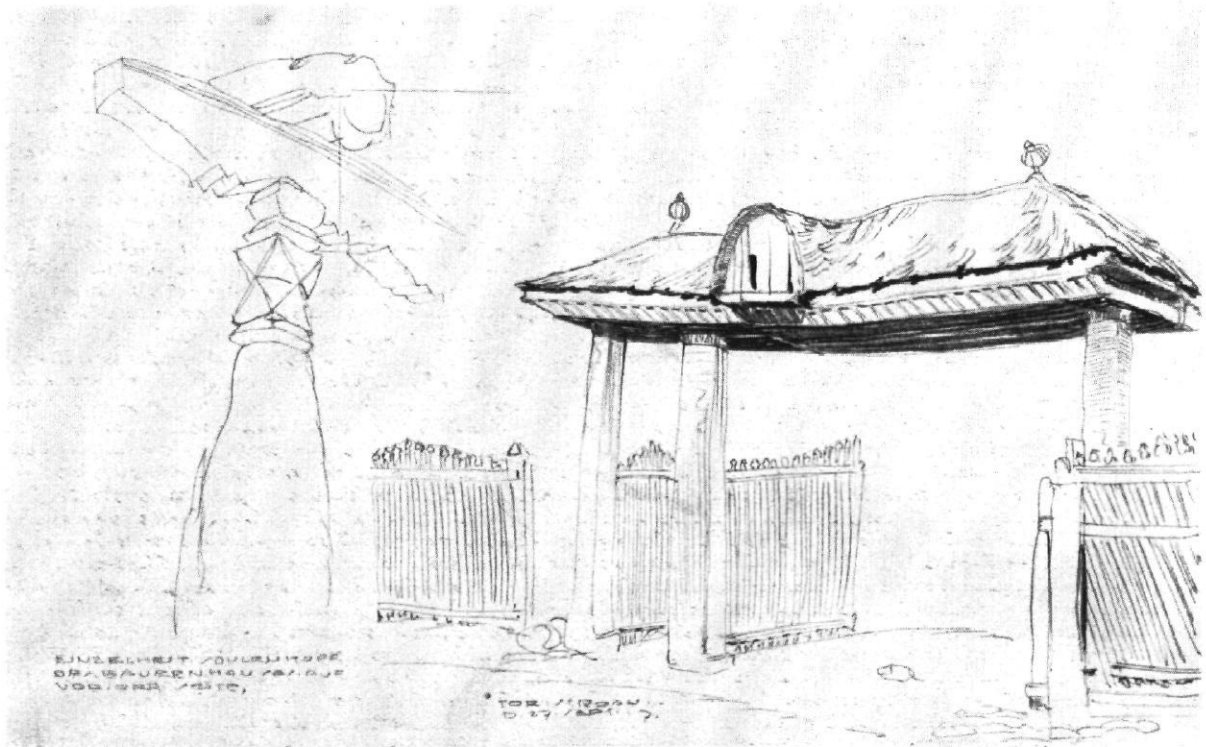
Bauernhaus in Stroani



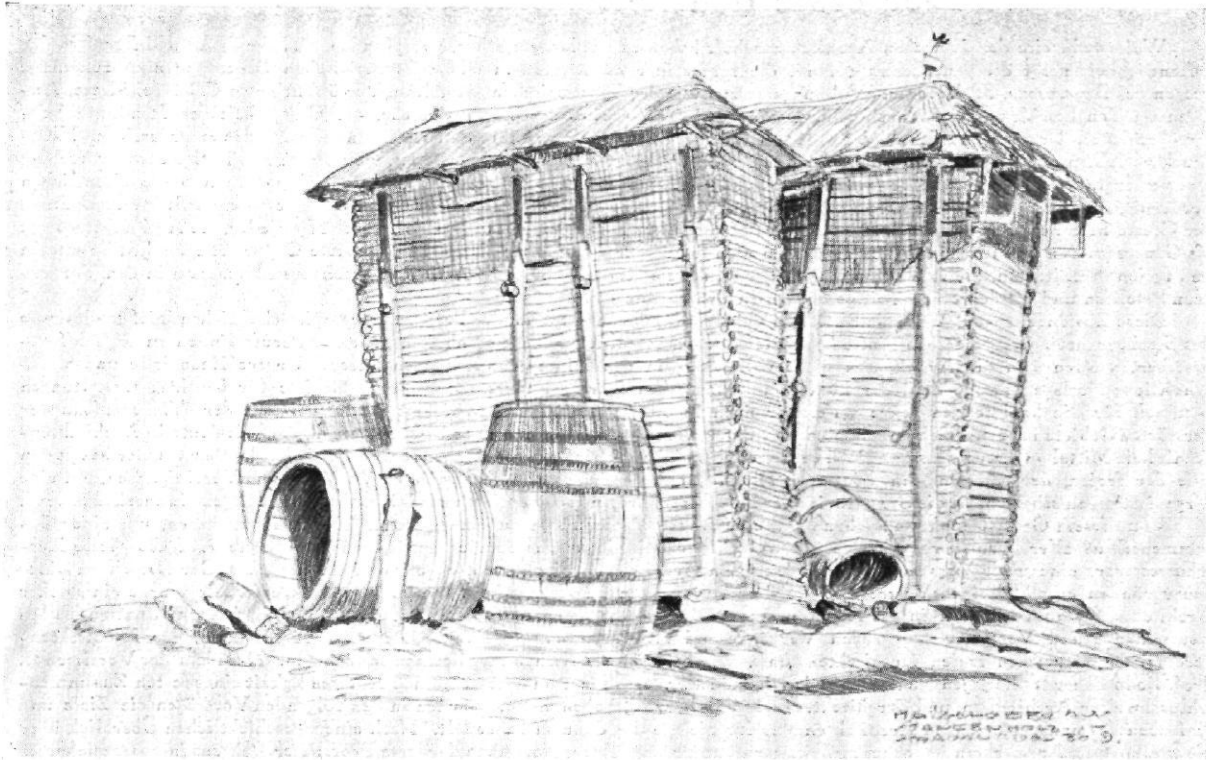
Bauernhaus in Stroani



Kloster in Sinaia



Säulenkopf des Bauernhauses in Stroani und Tor daselbst



Maiskammer aus Stangenholz in Stroani



Rumänische Maiskammer aus Weidengeflecht in Balteni

Der erste deutsche Architektentag.

Weiteste Kreise der deutschen Architektenschaft haben es seit langem schwer empfunden, daß ihr Stand und Beruf in der Öffentlichkeit nicht die Anerkennung fand, die ihm seiner künstlerischen und wirtschaftlichen Bedeutung nach zukommt. Fragen des Bauwesens, Städtebaus, Wohnungswesens wie der künstlerischen Gestaltung der öffentlichen Gebäude, Plätze, Anlagen wurden beschlossen und durchgeführt, ohne daß die Architektenschaft als solche, die Gesamtheit des Standes, mitzusprechen hatte. Ursache und Schuld daran lag an ihnen selbst: sie konnten ihren Entschlüssen nicht den erforderlichen Nachdruck verleihen, weil hinter ihnen nicht die geschlossene Mehrzahl der Architekten stand, weil eine Organisation etwas vorschlug und verlangte, was die andere verwarf, so daß die maßgebenden Stellen oft nicht wußten, welches denn nun die eigentlichen Forderungen der Baukünstler und -techniker wären. Das Gegeneinanderarbeiten der Verbände führte zu einer Selbstausschaltung der Gesamtheit des Standes, durch die, trotz des oft nicht geringen Einflusses einzelner seiner Mitglieder, die Architektenschaft als Ganzes an den öffentlichen Fragen sozusagen nicht beteiligt schien. Dazu kam noch der stete Gegensatz zwischen beamteten und freien Architekten, die in Verkennung der großen Ziele des Gesamtberufs stets ihre besonderen Interessen in den Vordergrund stellten und oft den einen Teil gegen den andern ausspielten.

Diese Zustände, schon zu normalen Zeiten unhaltbar, können jetzt in der Periode eines wirtschaftlichen Tiefstandes wie des Strebens nach weitgehendem Einfluß auf die Führung öffentlicher Angelegenheiten bei allen Berufsständen unmöglich fortbestehen, wollen sich die Architekten nicht vollständig in den Hintergrund drängen lassen. Unsere finanzielle und wirtschaftliche Notlage hat die Zahl der künftigen Bauaufgaben sehr gemindert. Zwei große Gebiete für bauliche Gestaltungen kommen für die kommenden Jahre wohl nur noch in Frage: die Siedlungstätigkeit im Innern und der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in Frankreich und Belgien. Sie unter allen Umständen in die Hand zu bekommen, darf die deutsche Architektenschaft kein Mittel unversucht lassen. Dazu bedarf es aber einheitlichen Zusammengehens aller Mitglieder des Berufes, der beamteten wie der freien, der selbständigen wie angestellten, der Angehörigen aller bestehenden Verbände und Vereinigungen, um eine Organisation zu schaffen, die die Gesamtheit aller Berufsangehörigen repräsentiert und als ihre Vertretung allgemein anerkannt wird.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend trat eine Anzahl Architekten zu einem freien Ausschuss zusammen, um einen Zusammenschluß aller Berufsverbände wie überhaupt aller Mitglieder des Standes herbeizuführen. Erste Aufgabe dieses Ausschusses war, eine große Versammlung der deutschen Architekten, einen Deutschen Architektentag, als Grundstock zu einer neuzugründenden allgemeinen Vertreterschaft aller Architekten zu veranstalten. Nach monatelanger Arbeit wurde ein solcher Architektentag zum 27. Juni in das Künstlerhaus zu Berlin zusammenberufen, an dem etwa 400 Architekten aus allen Teilen Deutschlands und Vertreter der großen Verbände und Vereinigungen, des Bundes Deutscher Architekten, der Architektenvereine, der Deutschen freien Architektenschaft, wie der Ostpreussischen Architekten teilnahmen. Nachdem der Vorsitzende, Prof. Bodo Ebhardt, die gegenwärtige Lage der Baukünstler geschildert und die dringende Notwendigkeit eines festen Zusammenschlusses aller Architekten und Architektenverbände hervorgehoben hatte, wurden in den folgenden Vorträgen die Ziele und Aufgaben des neuzugründenden Architektentages für die nächste Zukunft behandelt. Nach einem geschichtlichen Überblick über die Stellung des Architekten in früheren Zeitaltern von Dr. Ing. Albert Hoffmann, forderte Prof. Peter Behrens in ausgezeichnete Rede eine enge Zusammenfassung aller Künste unter Führung der Architektur. Die Baukunst müsse endlich aus ihrer Stellung als Auckunst und Technik herausgehoben und als gleichberechtigter Faktor neben Malerei und Plastik auch von der Öffentlichkeit anerkannt werden, wie sie wiederum die Schwesterkünste nicht lediglich zu dekorativen Zutaten benützen, sondern sich mit ihnen zu einer großen einigen Kunst zusammenschließen und sie zu einer alle Völker einenden Geisteskultur, zu einer geistigen Arbeitsgemeinschaft der Menschheit führen müsse.

Über Ziele und Aufgaben der künftigen Erziehung des Architektennachwuchses und die Reform des Architekturunterrichts an den technischen Hochschulen sprach Prof. Bestmeyer. Sie würden, solange die zu erstrebende „Schule des Gestaltens“ noch nicht geschaffen sei, im wesentlichen die Ausbildung der jungen Architekten beizubehalten haben, aber in vielfacher Richtung umgestaltet werden müssen. Von einem gemeinsamen Unterbau, der dem werdenden Architekten die technischen und architektonischen Grundlagen geben müßte, die ihn befähigten, einen einfachen Bau anständig und richtig zu entwerfen, sollte die Ausbildung sich teilen in die Richtung wesentlich künstlerischer Betätigung, im Atelier möglichst nur eines Meisters, und eine mehr technisch-wirtschaftlich-organisatorische, die Städtebau und Technik, Wirtschaftswissenschaften und Verwaltungskunde umfassen müsse. Beide Richtungen, für die das Prüfungswesen gänzlich umzugestalten wäre, dürften aber nicht völlig geschieden sein, sondern müßten in einer gewissen Fühlung miteinander bleiben.

In einem vierten Referat stellte Architekt Paulsen die wesentlichsten Forderungen der Architekten in der neuen Gesellschaftsordnung auf. Die wirtschaftliche Lage der zwischen Baubeamten und Bauunternehmer eingegangenen Privatarchitekten sei immer schwieriger geworden. Die Zukunft sei noch trüber, wenn die Architekten nicht selbst ihre Geschicke in die Hand nehmen und ihre Belange bei den künftigen Bauaufgaben des Siedlungswesens und des Wiederaufbaues durch Organisation wahren würden.

Über die praktischen Fragen der Architekten als Bauswälte und Treuhänder sprach Architekt Lotz, der verlangte, daß den Privatarchitekten die wenigen gebliebenen Bauaufgaben der Gegenwart, vor allem im Siedlungswesen, vorbehalten bleiben müßten, wo sie sich bisher durchaus bewährt hätten. Um die wirtschaftlichen Interessen der Architekten zu stützen, sei eine gesetzliche Regelung der Honorarfrage wie der Festlegung ihrer Tätigkeit in Form eines Werk-, nicht eines Dienstvertrages notwendig. Ohne den Architekten als Bauanwalt dürfe kein Bau errichtet werden, und ohne seine Hinzuziehung als Treuhändler keine öffentlichen oder privaten Gelder für Bauzwecke hergegeben werden. Dazu sei es aber nötig, festzulegen, wer als Bauanwalt auftreten dürfe, am besten durch Spruchkammern, wie sie sich in Ostpreußen sehr bewährt hätten.

Nach dieser Darlegung der Ziele und Aufgaben, für die der Architektentag einzutreten hätte, wurde seine Gründung beschlossen und eine Entschlüsselung angenommen, die besagte, daß nur ein einheitlicher Zusammenschluß des ganzen Architektenstandes die Interessen der deutschen Baukünstler vertreten und am wirtschaftlichen Aufbau des Reiches mitarbeiten könne. Der deutsche Architektentag solle als dauernde Einrichtung diese Vertreterkörperschaft darstellen. Mit der Führung der Geschäfte wurde der durch Entsendung weiterer Delegierten der Verbände wie der Angestellten zu erweiternde Arbeitsausschuss bis zu einer bald einzuberufenden zweiten Tagung beauftragt, der die inzwischen vorzubereitenden Maßnahmen vorzulegen wären.

In der ausgedehnten Aussprache wurden Mittel und Wege zur Organisation erwogen und vor allem die Notwendigkeit der Stützung der wirtschaftlich schwachen Berufsangehörigen in den Vordergrund gestellt, wie sie z. B. in der Arbeitsgemeinschaft der Hagener Architekten erreicht worden sei. Auch die Einrichtungen des Bayerischen Architektenrates wurden erläutert und als Schutz der Architekten vor Ausbeutung die gesetzliche Anerkennung der Gebührenordnung empfohlen. Von verschiedenen Rednern wurde betont, daß die Architektenschaft ihre Bereitwilligkeit zur Mitarbeit an allen Wirtschafts- und Kulturaufgaben des deutschen Volkes ausdrücken sollte, aber auf der anderen Seite auch verlangen müsse, zu allen Beratungen über Fragen des Bauwesens hinzugezogen zu werden. Deshalb müsse der Arbeitsausschuss als berufene Vertreterschaft der Architekten auf Regierung, Parlamente, Behörden wie die Parteien für ein tieferes Verständnis für die Bedeutung der Bauaufgaben wirken und müsse ihnen das notwendige Material beschaffen.

Dr. Ing. Alfred W i e n e r. Berlin.